It. sing.
58
hf 12

502
37
B 110
19355
1 Bl.
coll MS 6/65
31.
Hübner N. 32
Aufschrift Deiters:
1159
2306

K. Schm...
Bu...
in ...

It. sing. 58 hf (2

<366248056200016

<366248056200016

Bayer. Staatsbibliothek

Die Reisetage

von

Bechstein.

Zweiter Theil.

Die

Reisetage.

Aus meinem Leben;

von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Mannheim,
bei Heinrich Hoff.

1836.

W6170/16

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Paris.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Wir trafen den Löwen schlafend. Heitre Tage schwebten über der Weltstadt, und über dem starren Meer der Häuser lachte friedlich ein blauer Himmel. Paris ruhte noch von den wilden Orgien und den tollen Schwärmereien der **Micarême**, auf Gassen und Straßen hatten Studenten, Lustdirnen und Gesindel unzüchtige Tänze noch Nachts zuvor getanzt, und die Polizei hatte ein Auge zugedrückt, und mit dem andern hatte sie zugesehen. Die Polizei erlaubt nicht nur sich, sondern auch dem Volke bisweilen kleine Freiheiten, um dieses damit glauben zu machen, es habe die Freiheit.

Wir gingen vom Haupt-Postbüreau über den herrlichen Börsenplatz, durchschnitten die R. Vivienne, und gelangten in die R. Richelieu, in welcher wir uns im **Hotel des Princes et de l'Europe**, das für den Fremden eine der angenehmsten und günstigsten Lagen hat,

fröhlich einquartirten. Leicht und schnell waren die Beschwerlichkeiten der langen Fahrt von Brüssel bis Paris vergessen, und mit der Freude, die ein Fisch empfinden muß, der aus den engen Maschen des Netzes wieder in die wohlige Fluth geworfen wird, begannen wir bald, Paris zu durchrudern, und ich kann sagen, daß ich mich in keinem fremden Elemente fühlte.

Was war mir nicht alles erzählt worden von den Gaunerkniffen der Pariser Industrieritter, die auf den Fremden lauern, auf alle Weise ihn locken und betrügen sollten! Uns bot niemand einen anscheinend so eben gefundenen Demantring zum Verkauf, niemand erzählte uns eine höchst rührende Geschichte, auf unser unerfahrnes Mitleid und unsre deutsche Gutmüthigkeit speculirend; ich kann nicht einstimmen in die Klagen so vieler, die betrogen wurden, die aber in Berlin, ja in Leipzig eben so gut betrogen werden, wenn sie so einfältig sind, sich anführen lassen. Aber freilich, meine Klugheit war, wie so manche hochgepriesene Tugendhaftigkeit, ohne Versuchung, ich darf mir nichts darauf einbilden. Wie vieles fand ich falsch dargestellt, was ich über Paris gehört und gelesen, aber doch glaube ich gern, daß der zaubergewaltige Proteus des geselligen Lebens dort dem Auge jedes Individuums in andrer Form und Gestaltung erscheint, und das ist eben der

magische Reiz, der uns vor dem Wunderspiegel seiner Metamorphosen bannt und festhält. Oder schützte mich vor so mancher Klippe dieses ewigbrandenden Meeres mein Salamander? Er befand sich wenigstens wohl und munter in seinem Glase.

Ich hatte bald Gelegenheit für mich die Bemerkung zu machen, daß der Pariser Bürger ehrlich sey. Man gab mir nie zu wenig zurück, obgleich man mir immer den Nichtfranzosen anmerken konnte, man ließ mit sich handeln, wo nicht feste Preise statt fanden, man ließ mir Uhr und Börse, und keine Hand verirrte sich in meine Tasche, um Operngucker oder Sacktuch daraus zu entfernen. Da Andre in diesen Dingen so viel unangenehmere Erfahrungen machten, bin ich sehr geneigt, dieses Glück dem schützenden Genius zuzuschreiben, den ich aus dem Schwefel- und Glaubersalzbade zu Burtscheid erlöste und mit mir nahm. Einmal ließ ich auf den Trottoir in der Nähe des Palais Royal unversehens einen Handschuh fallen, und war vielleicht schon acht bis zehn Schritte weiter gegangen, als ich laut rufen hörte, und mich umdrehend, auf der andern Seite der Straße einen elegant gekleideten Herrn gewahrte, der so artig war, mich darauf aufmerksam zu machen. Wer ohne Aerger, Verdruß und Schaden sich in den Straßen von Paris herumtreiben will, muß rasch auf den

Beinen sein, und die Augen aufthun, die Straßen sind keine Philosophengänge. Dann hüte er sich, aus allzuängstlichen ökonomischen Rücksichten sich in irgend das erste beste Haus einer Straße bringen zu lassen, in welcher der Schmutz nicht trocknet, selbst wenn es wochenlang nicht regnet, und wo er nichts weniger, als den Duft vom Parfüm de mille fleurs einathmet. Doch gemach, ich will nichts weniger, als meinen Landsleuten Regeln geben, sie dürften dieß sehr übel vermerken. Nirgend besser, als auf den Aufenthalt in Paris paßt Göthes:

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle.

Auf dem Börsenplatz sah ich die köstlichen Gipskarrikaturen, die ganze königliche Familie, die Minister und sonstige Notabilitäten waren hier auf eine Weise konterfeit, die nur in Paris so vorkommen kann, als Ausstrahl einer Freiheit, die in vielen Dingen zügellos seyn darf, während sie wieder in vielen andern Dingen in spanische Stiefeln eingeschnürt ist. Der König der

Franzosen war als Chiffonier, als Kehrichtsammler dargestellt, wie sie in Paris an allen Straßenecken die Unrathhaufen durchwühlen, und mit einem spitzen Stab alles, was irgend noch nutz= und brauchbar dünkt, mit großer Schnelligkeit in den Korb, den sie auf dem Rücken tragen, einwerfen. Der König wühlte so eben ein Ministerportefeuille aus dem Haufen. — Sehr ergötzlich waren die Karrikaturen über den Dichter Balzac. Sein bekannter dicker und kostbarer Stock hatte dem Karrikaturisten einen willkommenen Vorwurf abgegeben. Man sah diesen Stock, Balzac selbst war der Stock, sein Gesicht prangte als Gemme oder Medaillon daran, Embleme seiner Dichtungen umgaben ihn. Auf einer zweiten Karrikatur war der Dichter persönlich mit dem ungeheuern Stock dargestellt, und eine lustige Anekdote hatte den Stoff geliefert. Balzac trug langes Haar, und hielt darauf, wie einst Simson auf das seine. Ein Freund oder eine Delila schnitten es ihm zur Hälfte ab, dieweil er schlief, nun sah man auf dem Gipsmännchen die Hälfte des Schädels kahl, die andre noch von Löwenmähnen gelockt umwallt, ein possierlicher Anblick, noch erhöht durch des Dichters stattlich=korpulente Figur. Die Franzosen schonen nichts, warum sollten sie einen beliebten Dichter schonen?

Nicht immer ist es wohl gethan, einen Stock zu

tragen, und doch ist es für so manchen eine schwer ablegbare Gewohnheit. Auf dem Börsenplatz ist das Theater der Opera comique, ich folgte dem Zuge hinein; unter andern war Robin des bois, de Weber, arrangé par Castil-Blaze (der Freischütz) angekündigt, und ich fand leider nur zu sehr bestätigt, was ich schon gehört hatte, daß dieser Waldrobert, ein wahrer Robert von Holz sey, und mit unserm herrlichen Freischütz nichts gemein habe, als einige gestohlne, und übel zugerichtete Lieder und Arien; die Franzosen können deutsche Musik nicht singen. Nach meiner Gewohnheit trug ich denn auch einen Stock, und ward im Vestibüle bedeutet, ihn gegen eine Marke abzugeben. „Warum?" — „Es ist königliche Verordnung. Niemand darf einen Stock mit in das Theater nehmen." Ach, das ist ein Stück der hochgerühmten französischen Freiheit! ich gab meinen Stock ab, und dachte darüber nach, in wie vielen königlichen und fürstlichen Theatern Deutschlands ich schon gewesen, und immer mit dem Stock, und daß es niemals einer Polizeibehörde eingefallen, das tragen eines Stocks im Theater zu verwehren, der NB. mit Geld ausgelöst werden muß. Wehe dem Fremden, in dessen Stock zufälligerweise noch ein Degen oder ein Stilet steckt. Denn jeder Stock wird, während sein Besitzer sich den Freuden der dramatischen Muse hingiebt,

genau untersucht. Ein Bekannter von mir, dessen zarter Stab die oben erwähnte Eigenschaft hatte, mußte sich mit 40 Franken lösen, und froh seyn, daß man ihn nicht auf der Stelle arretirte; den Stock — sah er niemals wieder. Das Haus der Opera comique ist klein und nett, drei Logenreihen, eine Gallerie und Parterrelogen. Es war sehr leer. Was vom deutschen Freischütz geblieben, zeigt in der Kürze das Personenverzeichniß: Reinold, Tony, Richard, Dib, Robin, Anna, Nanny. Auffallend erscheint dem Fremden, der zum erstenmal in ein Pariser Theater tritt, das schmetternde Geschrei der Ausrufe. Knaben und Männer wandeln zwischen und auf den Bänken des Parterre und schreien Theaterzeitungen und sonstige Unterhaltungsblätter aus. Läng-Dräck, Läng-Dräck! klang es immerfort, ich wußte nicht, was dies mystische Wort bedeute, bis ich mich durch Ankauf eines solchen, für drei Sous dargebotenen Blattes überzeugte, daß es l'Entre-acte hieß, ein Blatt, welches statt der in Paris nicht üblichen Theaterzettel Novellen, Anekdoten, biographische Skizzen, und nächstdem ein Verzeichniß der sämmtlichen in ganz Paris an demselben Abend stattfindenden theatralischen und andern Kunstproductionen enthält, eine vortreffliche Einrichtung, weil man dadurch gleichsam einen Universalzettel von Paris erhält, und mit ihm in jedes andre

Spektakel gehen kann, denn einen ganzen Abend in einem einzigen auszuhalten, ist für uns Deutsche langweilig, es wäre denn eine Production der großen oder der italienischen Oper. Das Blatt, der l'Entre-acte enthält nächst dem auch noch andre hübsche Annoncen, so z. B. stand auf einem derselben gleich hinter dem **Programme des Spectacles: Seul établissement consacré à négocier les Mariages sans aucun honoraire pour les dames, et sans débours préliminaires pour les hommes.** — Wer Lust hat! —

Am andern Morgen besuchte ich zum erstenmal die königliche Bibliothek. Unser geschätzter Landsmann, der erste Bibliothekar über das Departement der Manuscripte, Hase saß über der Entzifferung interessanter Papyrusblätter, und empfing mich mit der ihm eignen Freundlichkeit. Mit vollem Recht nennen schon frühere Reisende Herrn Hase „die Stütze aller Deutschen auf der Bibliothek.“ Die Franzosen hören es aber höchst ungern, wenn in jenen heiligen Hallen Laute der deutschen Zunge erklingen. Wer deutsch sprechen will, muß mit dem geschätzten Landsmann leise reden; diese Vorliebe für die Landessprache, und der Haß gegen die

fremden, mit deren Kultur in den neusten Zeiten es in Paris lange nicht so weit ist, als uns die Zeitblätter glauben machen wollen, und deren Studium nur in den höhern und höchsten Zirkeln eifrig betrieben werden mag — ist so weit gegangen, daß ein öffentliches Blatt sich unverholen geäußert hat: man könne mit Mr. Hase auf der Bibliothek alle Sprachen sprechen, nur kein französisch.

Die Bibliothek, ihre unendlichen Schätze, ihr geräumiges und doch kaum zureichendes Lokal im ehemaligen Hotel de Nevers R. Richelieu, das von außen keineswegs angenehm in das Auge fällt, sind allzumal oft beschrieben und bekannt genug. Von den 1832 aus ihr geraubten Goldmedaillen nnd Antiken ist nicht, wie man versichert hat, der größte Theil wieder erlangt worden, sondern der mindeste, und nie wird der Verlust zu ersetzen seyn, den das Münzen- und Medaillenkabinet dadurch erlitt. Ich habe keine der hervorgehobenen Seltenheiten unbesehen gelassen, die als sogenannte Paradepferde den besuchenden Fremden gezeigt werden, so jene allerdings anziehenden Fac similes von Agnes Sorel, Maria Stuart, Elisabeth von England, Christine von Schweden, Corneille, Boileau, Racine, Moliere, Voltaire u. a., Coronelli's kolossale Globen, den **Parnasse Français** von Titon du Tillet in Bronze, dessen kleine

Figuren der französischen Gelehrten wirkliche Portraitähnlichkeit haben, und das schöne Relief von Ghisé, Plan der Pyramiden mit ihrer Umgegend, nach einem richtigen Maaßstab u. a. Nicht minder merkwürdig und höchst sehenswerth sind die ersten Mainzer Drucke, Faust- und Schöffers Psalterium und die Mazarin-Bibel von 1457. Am liebsten und am längsten saß ich bei meinen wiederholten Besuchen der **Bibliothèque nationale** über dem Manessischen Codex, und ich gestehe, daß es mir weh that, diese eine und einzige Handschrift Deutschland entrissen zu sehen. Sie ist nach Schrift, Bilderschmuck und Inhalt ein so treuer Spiegel ihrer Zeit, und des ächten Minneliederthums, nicht nur Lieder- sondern auch Trachtenbuch, und nun für Deutschland auf immer verloren. Bodmer war es, der ihr zuerst und mit vollem Recht den Namen der Manessischen Sammlung beilegte; ihre Geschichte, wie ihr Inhalt, ist den Freunden der deutschen poetischen Literatur hinlänglich bekannt. Der einzige Codex, der dem Manesse gleichzeitig und in einiger Hinsicht mit ihm übereinstimmend ist, namentlich in dem Wartburgkrieg, ist er zu Jena, welcher aber ein weit größeres Format, und durch seine Sangweisen vieler Minne und Meisterlieder einen Vorzug vor jenem hat, aber dafür der übrigen Bilderzier der M. S. ganz entbehrt. —

Nicht minder freundlichen Empfang, als bei Bibliothekar Hase, fand ich bei Legationsrath Weyland, dem Großherzogl. S. Weimari'schen, S. Gothai'schen und Meklenburg-Strelitzi'schen Gesandten, der sich seiner deutschen Landsleute mit wahrer Humanität annimmt, und bei dem mir zugleich das Vergnügen wurde, seinen Bruder, Herrn Doktor Weyland, Herausgeber der empfehlungswerthen „Gallerie der ausgezeichnetsten Aerzte aller Jahrhunderte, ihre Portraits und Biographien," davon schon mehre Lieferungen erschienen sind, kennen zu lernen.

Von der Rue de Caumartin wo der Gesandte wohnte, schlenderte ich gemächlich weiter. Das Leben der Boulevards kann einen aufmerksamen Beobachter Tage lang unterhalten. Die Fülle der hier ausgestellten Luxusgegenstände ist unermeßlich, und die Preise derselben sind in vieler Beziehung äußerst billig gegen die, welche wir in Deutschland für ähnliche Sachen zu zahlen gewohnt sind. Nächst dem anziehenden artistischen, kann der Straßenwandler in Paris auf die bequemste Weise nicht minder anziehende naturhistorische Studien machen. In den schönsten Exemplaren stehen oder liegen, lebend oder todt die Geschlechter der Krebse und Krabben, alle Arten von Vögeln, Muscheln und Seespinnen hier zur Schau, der Fische nicht zu gedenken, deren Namen die

beredten und berühmten Damen der Halle den Fragenden gewiß zu seiner Zufriedenheit erklären werden. Es wundert mich, daß noch kein Schlaukopf ein „Paris, wie es ißt und trinkt," geschrieben, an Stoff dazu fehlt es in keiner Hinsicht.

Paris nimmt täglich an Verschönerung zu. Von Vielen hörte ich, daß zehn Jahre in manchen Quartieren, wie nicht minder auf den Boulevards, Veränderungen hervorbrächten, die jene dem unkenntlich machten, der sie nach einem solchen Zeitraum wiedersähe. Dieß glaubt und begreift sich, man werfe nur einen Blick auf die Veränderungen, die drei Jahrhunderte in Paris hervorgebracht haben. Ich besitze einen alten Plan dieser Stadt, aus dem 16ten Jahrhundert. Da ist noch ein Theil der Insel Notre-Dame, jener große Garten, den Childebert I. anlegte. Nur drei Brücken, auf denen kleine Häuser stehen, verbinden sie mit der nördlichen und zwei mit der südlichen Hälfte der Stadt. Man sieht darauf ganz am Ende der damals bewohnten Stadt das Hotel de Nesle, mit seinem berüchtigten Thurm, dessen schauerliche Berühmtheit Dumas Muse erneute, dem alten Louvre gegenüber, in der Gegend des Pont des Arts; vom Hotel de Nesle zieht sich eine hohe und starkgethürmte Mauer um die ehemalige Vorstadt St. Jacob, und das Collegium regum, (die jetzige

Sorbonne, das Quartier latin) mit Wällen, Gräben, Brücken und Thoren bis wieder an die Seine, deren Inseln bis auf die eine genannte, gänzlich unbebaut sind. Gegenüber der noch durch einen Canal der Seine getheilten Insel St. Louis ist eine starke Schanze und die Mauer läuft in der Richtung der innern Boulevards um den andern größern Stadttheil herum, bis wieder zum Thurm des Louvre, den ehemaligen Bibliothekthurm. Abwärts der Seine setzen sich Mauern und Thürme fort, und umziehen Vorstädte St. Denis und St. Martin, bis in die Gegend der heutigen Barrieren, schließen viel Kirchen und Klöster ein, und auch eine Arx valida, die Bastille dicht an dem Thore St. Antoine. In jener Gegend nun, weit über den Inseln St. Louis und Louvier, etwa da, wo jetzt der Pont d'Austerlitz über den Strom führt, stößt diese Mauer wieder an das Ufer, ohne gegenüber eine Fortsetzung zu finden. Felder und Gärten, Landhäuser und Meiereien liegen zerstreut in dem großen Gebiete des Weichbildes der Seinestadt, nur nach Grand Gentilly zu ziehen sich Häuserreihen, die Vorstadt St. Jacques setzt sich noch in einer Straßenzeile fort, einsam liegt die Karthause, und von dem aristokratischen stolzen St. Germain ist nur erst ein sehr bescheidner Umfang, die alte Abtei und eine Anzahl Häuser, außerhalb der

Ringmauern vorhanden. Und schon damals war Paris für seine Zeit eine der größten und berühmtesten Städte, seine Universität zog die Wißbegierigen aller Länder an, und in Paris studiert haben, galt damals für eine größere Ehre, als jetzt, — das Studium auf irgend einer andern Hochschule. Der Mont-Martre der seinen Namen von einem darauf befindlich gewesenen Marstempel führen soll, war damals nebst dem in weiterer Entfernung liegenden Mont Calvaire, ein stark besuchter Wallfahrtort.

Es hat mir ein unbeschreiblich angenehmes Gefühl gewährt, die Straßen von Paris nach allen Richtungen zu durchwandern, oder, wenn ich wandernsmüde war, im leichten Kabriolet zu durchfahren, ich wollte mehr sehen, als erleben, mich mehr zerstreuen, als binden, und richtete daher meine volle Aufmerksamkeit dem Objectiven zu; harmlos, frei und sicher bewegte ich mich durch die bewegte Menschenwelt, ein Punkt in dem Ozean, der viele in Prachtfarben schillernde Nautilen zeigte, und ohne streng ein Ziel, einen Zweck zu verfolgen, erreichte ich doch den eben angedeuteten vollkommen, und kann sagen, daß ich von Paris entzückt, von Paris befriedigt heimgekehrt bin. Manches habe ich nicht gesucht, nicht gesehen, was meine Landsleute mir nicht vergeben können, ich habe z. B. den französi-

schen Dichtern bei aller Anerkennung ihres Wollens und Wirkens mein Compliment und meine Aufwartung nicht gemacht, und dadurch den Vortheil gewonnen, nicht ungünstig über ihr Wesen reden zu müssen; ich habe keiner Sitzung in der Deputirtenkammer beigewohnt, weil es nicht leicht war, Billet's zu erhalten, allein wenn meine Leser geneigt sind, mir in der Erinnerung meiner Spaziergänge durch und um Paris zu folgen, wird noch Stoff genug zu Schilderungen übrig bleiben, die in Manchem den Wunsch erregen, das auch zu sehen, was ich sah. Diese gehen hin, und thuen deßgleichen!

Der deutsche Kleinstädter, und bekanntlich bin ich ein solcher, wird, ehe er Paris gewohnt wird, auf den schönen Boulevards der Kapuziner, der Italiener, der Panoramen ꝛc. ꝛc. nicht leicht sechs Schritte gehen, ohne einmal stehen zu bleiben und sich ein oder das andere Anlockende zu besehen, und ist er nun vollends Bücherfreund und Alterthümler, so kommt er noch schwerer von der Stelle, denn hier ist in Fülle vorhanden, was man bei uns in ganzen Städten vergebens sucht. Dennoch ist mir bei den Pariser Antiquaren der Mangel an deutschen Büchern aufgefallen, während Französische bei uns so häufig sind; dies zeugt abermals von dem Egoismus der französischen Nation; nur wenige

achten uns, unsre Sprache, Geschichte und Literatur, von diesen wenigen machen unsre Journalisten viel Rühmens und Preisens; es ist nichts dahinter. In einer Soirée, die ein angesehener Deutscher gab, wobei zwölf bis fünfzehn Personen von Stande speißten, sprach nur eine Dame Deutsch, die nicht seine Frau war. —

Wenn nun ein lieber Landsmann so mit offenen Augen und bisweilen selbst mit offenem Munde in Paris umhergeht, seine Schaulust befriedigt, und sich im Entsagen übt, denn Paris ist die Stadt, wo man entsagen lernt, wie nirgendwo, so wird er jene menschliche Regung empfinden, die wir Hunger nennen, und diesen zu befriedigen, giebt es allerlei Etablissements, es kommt nur auf seinen Geschmack an, ob er verwöhnt ist, oder nicht, ob er viel Geld auszugeben hat, oder nicht, und ob er sich der Pariser Einrichtung, um 5 oder 6 Uhr Abends zu Mittag zu essen, fügen will, oder nicht. Es ist schwer, andern zu rathen; ich für mein Theil habe mich an gar keine Stunde gebunden, sondern gegessen und getrunken, wenn ich eben Appetit hatte. Früh Kaffee im Caffé Richelieu, zum Frühstück ein oder einige Dutzend Austern und eine halbe Flasche Chablis bei einem reinlichen Marchand de Vin, denn es giebt auch sehr unreinliche, und dann nach 12 oder 1 Uhr,

nach deutscher Art und Weise, ein gutes Mittagsessen mit Bouillon oder Suppe nach der Karte, in einem Caffé, oder bei einem guten Restaurant. Die sogenannten Estaminets, wo es bisweilen gar zu deutsch mit Rauchen schlechten Tabacks und Trinken schlechten Biers hergeht, habe ich aus mancherlei Gründen vermieden, man soll zwar dort viele Landsleute finden, allein ich will hier nur andeuten, daß ein Deutscher in Paris nächst den Spielern und den Boulevarddirnen nichts so sehr zu meiden hat, als seine Landsleute, welche Abends die Estaminets bevölkern, mit wenigen Ausnahmen. —

In das französische Geld lernt man sich leicht finden. Man nehme nicht etwa alte Sechsliverstücke, sogenannte Laubthaler, aus Deutschland mit nach Belgien oder Frankreich; sie gelten nicht mehr. Wer ein Fünffrankenstück oder einige wechseln läßt, bekömmt so viel Kupfer und Glockenspeise zurück, daß er sich eine kleine Kanone daraus gießen lassen kann. In Sachen des Münzwesens ist das französische Gouvernement äußerst liberal, und das Land befindet sich besser dabei, als Deutschland bei seinen hunderterlei Kursen und unzähligen Münzsorten. Die Kupfermünzen des ancien regime gelten noch, auf manchem Fünfcentimenstücke erblickt man des unglücklichen Louis XVI. Brustbild,

friedlich ruht es bei einem andern, darauf über den Liktorenfasces die Jacobinermütze der Freiheit schwebt.

Was die Sprache anbetrifft, so reicht für das gewöhnliche Leben einige, wenn auch mangelhafte Kenntniß aus. Höhere Conversation ist nicht leicht, und viele, die da meinen, recht gut französisch zu sprechen, machen sich demungeachtet sehr lächerlich. Wer sich nicht recht sicher weiß, thut am besten, gleich zu sagen: ich spreche nicht. Die von Philosophen und Sprachforschern so lange gesuchte Universalschrift ist weder eine Keilschrift, noch ein schweres Sanscrit, noch ein Telegraphenalphabet; ihre Lettern sind runde Metalltypen. Das Geld ist der beste Dolmetsch und Fürsprecher.

Meine Vorliebe für gothische Bauwerke ließ mich vor vielen andern Merkwürdigkeiten von Paris die berühmte Kathedrale Notre-Dame zuerst aufsuchen. Es war Sonntag, zugleich ein Sonnentag, unbewölkt spannte sich der Saphirbogen des Himmels über der stillen Erde aus, die noch immer der Frühlingsankunft harrte. Der Weg war weit von meiner Wohnung in der R. Richelieu bis zur Insel der Cité, allein ich machte ihn größtentheils zu Fuß, um einmal recht das äußerliche Leben und Treiben in dem volkreichsten Stadttheil zu betrachten. Durch die nicht sehr breite R. Vivienne gelangte ich in die breite Rue neuve des petits Champs, welche

mich auf den Place des Victoires führte. Dort fällt natürlich der Blick des Fremden sogleich auf die Bronzestatue Ludwigs XIV., von Besia, doch mag ein ächt deutsches Herz nicht lange dabei verweilen. In prahlenden Reliefs umgeben das Postament der Statue die Bilder deutscher Niederlagen und Demüthigungen, ein bleibender Hohn, den 1813 und 1815 nicht vertilgen konnten, weil damals das neue Monument noch nicht stand.

Dem schrägen Lauf der R. Coquillère folgend, durch immer lebhafter werdendes Gedränge wandernd und dann rechts in eine schmalere Gasse einbiegend, gelangte ich bald zu der großen runden Fruchthalle (Halle au blé), deren kolossales Eisenkuppeldach bewundrungswerth ist. Immer weiter durch Gassen und Gäßchen, deren Schmutz niemals trocknet, weil die Strahlen der Sonne vergebens den Boden suchen, und deren Atmosphäre im Winter unangenehm ist, im Sommer unerträglich für den sein soll, der ihrer nicht gewohnt, kam ich auf den Marché des Innocents. Hier war vor Zeiten ein großer Kirchhof; ein uralter Todtentanz schmückte in düstern Reliefs das Portal der Kirche, *)

---

*) Bis unsers gelehrten Maßmanns gründliches und ausführliches Werk über die Todtentänze aller

und abenteuerliche Sagen von schauerlichen Todtenreigen, die ein gewisser Macarius (Macabre, Macaire), angeführt haben soll, erzählten sich die Bewohner des alten Paris. Das ist all verwischt und vergessen, und das Leben tummelt sich auf dem einstigen Tumulus von Tausenden. So voll Gewühl war der Markt, daß ich kaum den berühmten Brunnen sah, der in der That sehenswerth ist. Das wogende Gedränge und der Lärm auf diesem Marktplatz ist unbeschreiblich. Hier ist der Mittelpunkt der Consumtion aller Art, Obst, Gemüse, Wurzeln, kurz, alles nur Erdenkbare, was zur Lebensnahrung und zu tausendmal mehr als zur bloßen Nothdurft gehört, ist in solchen Massen aufgehäuft und zum Verkauf ausgestellt, daß man kaum begreift, wo nur alles hergekommen, und wo es täglich hinkömmt.

Zeiten und Länder erscheint, findet sich das Wissenswertheste über diesen Gegenstand in dem englischen Werke: **The Dance of Death**, exhibited in elegant engravings on wood with a dissertation on the several representations of that subject but more particularly on those ascribed to **Macaber** and **Holbein**, by Francis Douce Esq. F. A. S. London, William Pickering 1833, wenn auch mit manchem Irrthümlichen vergesellschaftet, das im erwähnten deutschen Werke seine Berichtigung finden wird. Das englische Werk enthält einen vortrefflichen Holznachstich des Holbein'schen T. T.

Hier sitzen auch unter riesenmäßigen Regenschirmen von Wachstaffet, die zugleich **Parasols** sind, jene tapfern und beredsamen Hüterinnen der Bewohner der Meere, und der Seefischgeruch erfüllt in weitem Umkreis den ganzen Markt. Trödler mit Kleidungsstücken halten in großer Anzahl in offnen Hallen feil, und anmuthige Grisetten, Köchinnen von allen Altersstufen plaudern, lachen, feilschen und schwirren durcheinander, während die Fischweiber, manche einen fetten Mops auf dem Schooß, keineswegs in beschaulicher Stille beharren. Alle Schleusen des Gesprächs sind aufgezogen, und oft ergießt sich auch in das fröhliche merkantilische Treiben ein Platzregen von Schimpfworten, die sicherlich nicht alle im Dictionaire der Akademie stehen.

Nun wurde ein Theil der unendlich langen Straßenzeile von St. Denis in einem der bequemen Omnibus oder einem Tricicle zurückgelegt, wo sich's herrlich ausruht, wenn man ein wenig oder sehr ermüdet ist, und dieser brachte mich auf den heitern und belebten Quai de Gèvres; eine unermeßliche und köstliche Aussicht that sich auf, ich sah die Seine, die Insel und die südliche Hälfte der Stadt, die Paläste im Frühstrahl schimmernd, den Strom von einem leichten bläulichen Morgennebel überwogt; nie werde ich dieses schönen Anblicks vergessen, jetzt erst wurde mir es recht froh

bewußt, daß ich in Paris war, denn bisher hatte ich noch nichts bemerkt, was nicht eine andere große deutsche oder belgische Stadt auch hätte darbieten können. Durch den zarten Nebelschleier zeigte sich mir, noch immer in ziemlicher Ferne das Ziel meiner Wanderung, die ehrwürdige Notre-Dame. Da ich in den Stadttheil, den ich so eben verließ, nicht gleich wieder zurückkehren wollte, so ging ich erst noch den Q. Pelletier entlang, besah die unzähligen Läden der Silberarbeiter, die dort mit einer Pracht prangen, welche man nur im Palais royal wiederfindet, und gelangte nach kurzer Wanderung auf den Grêveplatz, der so viel Blut der Söhne Frankreichs trank. Hier steht das alte, oft erneute und modernisirte Stadthaus, an welches so große Erinnerungen geknüpft sind, Erinnerungen, die durch die ungeheuern Räume des Hauses schweben, wie Banko's Geist. Das Hôtel de ville war ein Schauspiel aller Gräuel, eine Bühne furchtbarer Erregungen, und wieder ein Tummelplatz der Freude — und wer weiß, was dieses alte Haus noch sehen wird!

Es war eine zeitlang königliche Residenz, bis es 1357 die Stadt ankaufte; unter Heinrich II. sank die uralte byzantinische Herrlichkeit seines Baustils, und Domenic Boccatora aus Crotona, dem Paris so viele seiner Paläste verdankt, baute es neu und gab ihm

seine jetzige Gestalt; 1801 wurden zwei daranstoßende Kirchen und ein Hospital mit dem Hauptgebäude vereinigt, um Räume zu gewinnen, und in der That, es erhielt dadurch die großen und prachtvollen Säle, durch welche der Ruhm Frankreichs in festlichen Triumphzügen schritt. Hier begeisterte sich der Patriotismus zum Terrorismus, und die Revolution hing hier ihre Blutfahne aus. Das Rauschen dieser Fahne ward gehört durch ganz Europa. Am 27. Juli 1794 wurde das Haus gestürmt, um Robespierre gefangen zu nehnehmen, und am 28. Juli 1830 wurde es gestürmt, um der neu proclamirten Freiheit den Sieg zu gewinnen. Als Napoleon seine Vermählung mit Maria Louise feierte, gab ihm die Stadt einen glänzenden Ball im Stadthause, an welchem der ganze Hof Theil nahm, und Louis Philipp empfing dort keine geringern Huldigungen; im Stadthaus wurde er ein König der Franzosen, Lafayette stand neben ihm und reichte ihm die Krone.

Wenn Bildwerke die Geschichte des Hauses im Hause erzählen sollten, es wäre am Ende weniger Raum in den großen Räumen, als im Frankfurter Römer Raum für künftige deutsche Kaiserbilder, denn es müßten die Kämpfe der Ligue und der Fronde, die Todesreigen der Bartholomäusnacht, die Septembrisaden

und die Laternenexecutionen, die unermüdliche Guillotine und das Wüthen Robespierres hinein, Napoleons großer Schatten, und der Bourbonen Schattengröße, die heißen Julitage und die prahlende Souveränität des Volks, die schwankende Macht der Männer von Orleans, und alles, was die Zeit noch bringen wird. Vieles davon ist auch im wunderlichen unerfreulichen Durcheinander im Stadthaus gemalt und gemeißelt. Ich setzte nach solchen Anschauungen und Betrachtungen meinen Fuß weiter, ging über den Pont N. Dame und betrat die Inselstadt, die, nur ein kleiner Theil von Paris, dennoch so viel des Herrlichen und Sehenswerthen in sich schließt, abgesehen von dem geschichtlichen Interesse, das sie dadurch gewährt, daß sie, die einstige grüne Wiege im Wogenbette der Seine, die riesige Weltstadt gebar, welche tausendgliederig fortwachsend und fortwuchernd, nun an fünf und dreißig Millionen Quadrat-Metres Landes bedeckt.

Von einem Schauplatz des Todes kommend, und in so ernster Stimmung, wie der Grêveplatz sie in der Brust eines jeden Fühlenden hervorrufen muß, und meinen Weg in gerader Richtung verfolgend, stieß ich bald wieder — auch auf einen Schauplatz des Todes, die Morgue, ein niedriges Gebäude von Stein, wie ein

Mausoleum, wo man die unbekannten Todten, die im Gebiete der Stadt gefunden werden, ausstellt, damit ihre Angehörigen, wenn sie solche haben, sie erkennen, wenn sie dieses wollen. Manch' zärtlich liebendes Herz hat schon sein Liebstes in der Morgue gefunden; sie ist fast nie leer, Hunger und Verzweiflung, Laster und Liebe, liefern dem Tod stets neue Opfer, die still beerdigt werden, wenn Niemand sie anerkennt, und ihre Bestattung übernimmt. Ein trauriger Ort, an dem ich still vorüberging, ohne das Innere zu betreten; ich hatte ja hier keine geliebten Todten zu suchen.

Endlich stand ich vor dem imposanten und großartigen Ziel meiner Morgenwanderung, die hohe Kathedrale mit ihren gleichen unausgebauten Thürmen, mit ihren reichen Sculpturen, ihren drei stolzen Portalen stellte sich meinen Blicken nahe dar. Die Herrscherin der Cité erhebt stolz ihre Steinkronen, sie kann stolz seyn auf ihre Größe, auf ihre Vergangenheit, wie auf das, was sie verloren. Victor Hugo hat ihren Namen in einem romantischen Gemälde gefeiert, doch wage ich nicht zu sagen, daß sie auch darauf stolz seyn könne; er hat ihn gefeiert voll einseitiger Vorliebe für die gothische Baukunst, er hat ihn gefeiert auf Kosten anderer Bauwerke, die theils nützlich, theils bewunderungswerth

sind, wie die Halle au blé und das Pantheon. Jede Architektur treibt als Blüthe aus dem Baum ihrer Zeit, und der Geist dieser Zeiten ist's, der ihre Stigmen befruchtet. Anders war es, als Sclavenvölker Pyramiden aufthürmten, anders als in Griechenland und Latium sich Göttertempel erhoben, anders als frommer Wahn viele Tausende antrieb, zum Bau der gothischen Dome beizusteuern und selbst Hand anzulegen; in tausend Thürmen und Thürmchen stieg die Andacht himmelan, sie zuckte empor, eine lodernde Flamme, und erstarrte dann, auf daß sie spätern Zeiten noch Zeugniß gebe von ihrer Gluth, aber nur langsam reifte diese Blüthe und ward übereilt von der Zeit, daher stehen die Dome fast alle unvollendet da, auch Notre-Dame von Paris. Und anders war es, als Jesuitenkirchen und Prachtschlösser erstanden, wie das Louvre, die Tuillerien, die Schlösser von Versailles und Fontainebleau; und anders ist es nun, wo sich dem Verkehr und dem Nutzen des Volks mehr als ein riesiges Kuppeldach wölbte, und wo man dem Andenken großer Todten hier in Paris ein Pantheon, dort in Deutschland eine Walhalla weiht und baut.

Wohl kann und darf die gothische Architektur einen Dichter begeistern, und wohl darf er von dem überrei-

chen Baum der Poesie des Mittelalters sich volle Sträuße brechen, aber es ist nicht edel, vom Domthurm herab auf die andern Häuser zu schmähen, daß sie nicht auch Domthürme sind. So addirt mancher die Höhe, auf die er getreten ist, der Größe seines Ich's, und hält alle übrige Welt unter sich für Zwerge. —

II.

Gewiß hemmt der grandiose Anblick der drei Portale, an denen der moderne Bildersturm der Revolution nur leise berührend und nur einzelnes von den Piedestalen stürzend, vorüberging, während er alle Königsbilder in der Colonnodie über diesen Portalen zertrümmerte, den Fuß eines jeden, der nur einigen Sinn für Sculptur hat, bevor dieser in das Innere eintritt, und er mißt noch einmal mit einem Blick die Höhe der Thürme, die riesige Rose in der Mitte, den ganzen gewaltigen Bau, so viel ihm davon außer der Hauptfaçade sichtbar wird, und mit nicht geringen Erwartungen wird das innere Heiligthum, sofern in Paris eine Kirche noch ein Heiligthum genannt werden mag, betreten. Zum öftern habe ich gelesen, das Innere dieser prachtvollen Kathedrale sei dunkel; ich habe gefunden, daß ihre 113 Fenster, und ihre drei lichten

Rosen, deren jede 40 Fuß im Durchmesser hält, ohngeachtet der schönen Glasmalereien, Licht genug einlassen; die Glasmalerei dieser Rosen brennt in milden Farben, sie schien mir der neueren Zeit anzugehören, es ist darin ein auffallendes Vorherrschen von blau und roth zu bemerken, und unter den Verzierungen wiederholt sich das mystische Pentogramm auffallend oft. Hier hat aber der Drudenfuß den Mephisto nicht bannen können, der sich am 10. November 1793 als Vernunft auf den Altar der Gottheit setzte, und sich anbeten ließ. Zwar hat die Vernunft dem alten Glauben wieder weichen müssen, aber neuerdings scheint ein anderes Phantom dort seine Stelle zu behaupten, der Indifferentismus. Zwar umdrängte eine dichte Menschenmasse die Kanzel, zumal Frauen und Mädchen, zwar sprach der Prediger, ich vergaß seinen Namen, und hoffe, daß mein Reisegefährte ihn nennt, gut und geistvoll, aber ein Mann, mit dem ich mich über das Wesen des heutigen Kultus unterhielt, flüsterte mir ins Ohr, daß der Prediger ein Schurke sei. „Ich bin selbst Katholik," sprach er: „aber diese Pfaffen muß man verachten. Man sieht ihnen so recht an, wie sie alle Gebräuche ihres Dienstes mechanisch thun, ohne daß nur ihre Gedanken dabei sind, geschweige, daß ihr Herz dabei wäre. Sie plärren die lateinischen Hymnen

tonlos her, ich glaube kaum, daß sie wissen, was sie singen!" Und in der That, einer der Geistlichen der da mit vor dem Hochaltar kniete, zog ruhig während des Hochamts sein Sacktuch aus der Tasche, putzte damit erst die Brille, die er trug, dann die Nase, und murmelte dabei immer fort. Die schönen altlateinischen Kirchenhymnen und Psalmodien französisch singen zu hören, macht auf ein deutsches Ohr einen schrecklichen Eindruck.

Schüstü florebit-eng domo Domengi plangtatü /
Godeamüs-et essültemüs-eng esschü sacra solängnitate,

so lauten die schönen Worte des Psalms:

Justus florebit in domo Domini plantatus.
Gaudeamus et exultemus in ejus sacra solemnitate.

Ich wandte mich bald von alle diesem ab, und stiller und ernster Betrachtung des schönen Tempels zu. Eine fünffache Säulenreihe, in allem 297 Säulen und 120 Pfeiler durchzieht das majestätische Kirchenschiff; ein hohes Eisengitter mit Thüren sondert den Chor ab, den ein schöner Hochaltar ziert, um welchen treffliche Gemälde französischer Meister, wie Courton, Cappel, Fourment und Lafosse hängen. Sehr merkwürdig und von hohem Alter ist eine Reihe Hautreliefs an der rechten Außenseite des hohen Chors, Darstellungen aus dem Leben Christi, und nur wenig verstümmelt. Ob

eine der beiden Kanzeln im Chor, für den Erzbischoff und Bischoff, oder eine andere im Schiff der Kirche noch die ist, von welcher der Patriarch von Jerusalem, Huradius, im Jahr 1181 den ersten Kreuzzug predigte, weiß ich nicht, auch wußte mir niemand es zu sagen. Das Chor ist neu, und der Geschmack zu vieler Jahrhunderte hat im Innern von Notre-Dame allzusehr geändert, als daß man ihren innern Bau anders als gemischt nennen könnte, während der äußere die gothische Form in ihrer Reinheit und Erhabenheit behalten hat.

Ich stieg zu dem einen Thurm hinauf, auf dem andern, der verschlossen bleibt, wehte, wie überall in Paris von allen öffentlichen Gebäuden, in allen Theatern, bis zu den Ombres chinois, die dreifarbige Flagge. Es war eine schöne, heitre Mittagsstunde, die Sonne schien hell von dem reinen Himmel, nur über dem Montmartre hing leichtes Gewölk. Da lag es nun unter mir, das ungeheure Paris, die Wiege so vieles Großen, der Schoos so vieler Gräuel. Ein frischer Luftstrom bewegte den bläulichen Duftschleier, der immer an heitern Tagen die Stadt überwogt, und ließ von Thürmen und Palästen die Freiheitfahnen munter flattern.

Die Quais und die Brücken wimmeln von einer bewegten Menschenmenge, das Geschrei der Verkäufer

aller Art schallt vernehmlich herauf, obgleich die Thürme 204 F. hoch sind, goldhell leuchten unten um die Kirche herum die Tische und Karren voll der schönsten Aprikosen, die man äußerst billig kauft. Ich dachte an meinen Salamander, und wünschte: wer doch nur ein gutes Fernrohr hätte, um bei diesem hellen Himmel und bei dieser sonnigen Beleuchtung nach dem Erfreulichen des Totalüberblicks auch hervorgehenden Einzelheiten heitre Betrachtung widmen zu können. Und siehe, die magische Kraft meines Salamanders schien sich abermals zu bewähren, denn aus dem niedrigen Treppenhäuschen trat ein Mann mit einem sechsfüßigen Telescop, stellte es auf das Bleidach des lieben Thurmes von Notre-Dame, zeigte mir von der Zinne des Tempels, zwar nicht die Reiche, doch die Stadt der Welt, und war so bescheiden, weiter nichts zu versprechen noch dafür von mir zu verlangen, als 10 Sous.

Ich hatte hinab gesehen in die laute Stadt des wogenden rollenden bewegten Lebens, der Mann lenkte meinen Blick durch sein Rohr zu der stillen Stätte des ruhigen Schlummers, des starren Todes, hinüber über das Häusermeer nach dem Hafen, der, ein friedlicher Hügel über den letzten Häusern der Stadt sich erhebt, und durch seine stolzen und großartigen, oft dicht aneinander stehenden weißen Monumente, die weit leuch-

ten, selbst von weitem das Ansehen einer maurischen Stadt gewinnt; es ist der berühmte Kirchhof **Père Lachaise.** Dem düstern Grün seines Waldes von Lebensbäumen und Cypressen versprach ich in Gedanken einen baldigen Besuch, wandte das Rohr nach links, sah die fernen Straßenzüge, woher ich gekommen, sah in die Gegend von St. Denis und Montmorency, und streifte dann nach dem Montmartre hinüber, dessen Telegraph eilige Geschäfte hatte, und im lebhaften Gestikuliren begriffen war. Von da ab suchte ich das bekannte **Bois de Boulogne,** und nahm den **Arc de l'Etoile,** der sich in weiter Ferne riesig emporhebt, zum leitenden Stern. Dorthinwärts liegt St. Cloud und Versailles, ohne doch erblickt werden zu können. Das Hotel der Invaliden, die Deputirtenkammer, das Observatoire, St. Sulpice, und das hochragende Pantheon sind eben so viele Höhenpunkte, auf denen der Blick gern weilt, ehe er näher gelegene Kirchen, Paläste und Häuser sucht und sieht. Es ist schwer, den Totalanblick von Paris, vom Notre-Dame-Thurm zu schildern, ja es ist unmöglich dies einzige Panorama in den engen Rahmen einer Beschreibung zu ziehen; das Auge schweift trunken umher, bald da, bald dort sucht und findet es Ruhepunkte, um sie nach Momenten wieder zu verlassen, da, dort, überall steht und winkt Imposantes und Schönes, und der

flatternde Schmetterling unsrer Schaulust weiß auf der Blumenaue der Aussicht nicht mehr, wohin er sich stürzen soll.

Ganz nahe an Notre-Dame liegt das **Hôtel Dieu**, ein Gotteshaus neben dem andern, das älteste Hospital von Paris und eines der berühmtesten; es hat 23 Säle, und in diesen über dritthalbhundert Betten. Seine wohlthätige Wirksamkeit für Paris ist allbekannt. Die Kirche **Ste. Chapelle** am **Palais de Justice**, jetzt zu einem Archiv eingerichtet, lenkt durch ihre auch noch rein gothische Architectur, und ihr schönes wohlerhaltenes Portal die Blicke auf jenes merkwürdige Gebäude selbst, oder vielmehr jene Masse von Gebäuden und Höfen, wo schon in den Römerzeiten ein Prätor Recht sprach, wo dann die fränkischen Könige und die Hausmeier wohnten. Dort sah das alte Paris die ersten Hoffeste, und die ersten Schauspiele, Mysterien, dort ertönte die Glocke **Tocsin du Palais**, die in der Bartholomäusnacht das schauderhafte Signal zum Blutbade gab. Sie ist nicht mehr, diese Glocke, man schmolz sie 1792 ein, und es war die Frage, ob nicht ein alter Sous in meiner Tasche Bestandtheile dieser Glocke enthielt? Nun ist das alte, vorzugsweise so genannte **Palais**, vergrößert und verschönert durch Hinzuziehung naher Gebäude und Abtragung düstrer Gefängnißthürme, Sitz aller Gerichte

von Paris, enthält die Präfektur der Polizei, den Rechnungshof, den Kassationshof, und die Conciergerie, wo die arme Marie Antoinette schmachtete, sechsundsiebenzig lange Tage und Nächte, getrennt von ihren Lieben, bis sie aus der dunkeln Pforte trat und den Tag der ewigen Freiheit grüßte. Ihre Celle ist zu einer Kapelle umgewandelt worden, deren Altar da steht, wo ihr Bette stand, und die mit Gemälden und einer Marmortafel dekorirt ist. Bilder und Marmortafeln vermögen aber nicht, die Blutflecken zu bedecken, mit denen Frankreich sich damals besudelt hat. —

Ich blieb lange auf dem Thurm, ich konnte mich nicht trennen von der reizenden Aussicht, und wenn ich mich auf die Mauerbrüstung stützte, und die Augen schloß, kam mir alles vor, wie ein räthselhafter Traum, und ein Flug auf Faust's Mantel. Lebhaft dachte ich der Heimath, und beklagte in Gedanken, daß jener Hutmacher, der das Fortunatushütlein fertigte, von seiner raren Waare weder in Auerbachs Keller zu Leipzig noch im Palais Royal einen Laden etablirt habe, sondern muthmaßlich sein schönes Geheimniß mit in das Grab genommen; wie gern wäre ich einmal zu Hause gewesen, und wie der Blitz wieder in Paris. Doch wie ich das dachte, hörte ich den Salamander im Wasser plätschern, und es war als flüstre die Stimme des Dä-

mons: Sey zufrieden, wünschender Thor, und denke, daß des Menschen Gedanken eben sein Faustmantel und Fortunatushut ist, seine Flügel nütze wie sein Flügelroß, für die es weder Zeit noch Raum giebt, und mit denen er Himmel und Erde im Nu durchmißt. — Ich habe mich bei dieser Sentenz beruhigt, und bin vom Thurm herabgestiegen.

Nachdem ich noch einmal die Kathedrale umwandelt, hinter welcher eine Art von Lumpenmarktes gehalten wird, und die Sculpturen am Portal in der **R. de Cloitre de N. D.** bewundert hatte, die, namentlich die kleinen zierenden Thürmchen, von solcher Reinheit und Schärfe sind, daß man sie für aus Bronze gegossen halten möchte, wenn nicht mehre Verletzungen den Stein zeigten, ging ich den **Q. des Orfèvres**, (der Goldschmiede) entlang, und kam so auf den stolzen Pont neuf, die belebteste und schönste Brücke von Paris, und somit auch zu der Bronze-Statue Heinrich IV., bereits nun der dritten dieses Königs, welche die Brücke ziert. Hier wurde in der Nacht vom 24. August 1787 das unwürdige Spiel wiederholt, das Geßler mit seinem Hute einst trieb; das Parlament jener Zeit ließ die Vorüber-

gehenden durch seine Partheigänger zwingen, den Hut vor der Statue abzunehmen. Doch fünf Jahre später, auch im August, nahm das Volk die Statue des Königs selbst ab, und ließ die Lärmglocke der **Pompe la Samaritaine** Paris durchheulen. Dann ließ die Pietät Ludwigs **XVIII**. 1814 eine Gipsstatue aufrichten, mit der Unterschrift: **Ludovico reduce Henrico redivivo**, welche von den Künstlern Lamot und Piggiani in Bronze nachgebildet, und am 28. Oct. 1817 aufgestellt wurde; dies ist die jetzige Statue, welche 14 F. hoch ist, und 337,860 Fr kostet.

Der Standpunkt auf der Mitte des Pont-neuf ist einer der schönst^n in Paris, zumal wenn man den Blick westwärts richtet. Die beiden Arme der Seine bilden hier vereint ein breites Bette, auf welchem, einer schwimmenden Insel, und einem Palast gleich, dicht an der Brücke, ein Badehaus auf Kähnen, mit Gartenanlagen ruht, das höchst elegant eingerichtet ist. Seine Weiden und Lerchenbäume trieben frischsprossendes Grün hervor, ein erfreulicher Anblick. Man steigt eine hohe Treppe hinab zu diesen schwimmenden **Bains**, deren es noch mehre auf der Seine giebt.

Tausend und abertausenderlei Kram und Quark ist längs dem Inselquais, auf dem Quai der Augustiner, (an der südlichen Stadtseite) und auf der Brücke selbst

feil, Dinge, die man nicht aufhebt, wenn man sie im Wege findet, und man begreift nicht, wie so etwas noch seine Käufer findet, nachdem es seine Sammler gefunden, und wie es Quelle des Erwerbes werden kann.

Einiger Ruhe und Restauration bedürftig, begab ich mich zu einem Weinhändler ganz nahe am Pont-neuf, setzte mich hinauf in sein nettes Zimmerchen, ließ mir den Tisch an ein Fenster tragen, dessen beide Flügel ich öffnete, und sah nun ruhig und behaglich auf den Strom des Lebens, der die Brücke herüber und hinüber, und zu meinen Füßen vorbeiwogte, auf das klingende, singende, klirrende und schwirrende Treiben unter mir; mein Fenster bildete gewissermaßen den Rahmen eines Gemäldes, dessen Figuren in unaufhörlicher Bewegung und immerwährendem Wechsel ihm einen unendlichen Reiz verliehen; wer das aber nicht an Ort und Stelle sieht, dem ist es nicht zu beschreiben, weil allzuviele Erscheinungen vorüberziehen und verschwinden, die weder das Auge noch die Erinnerung festhalten kann. Man geht, man reitet, man fährt in Equipagen, Fiakers, Kabriolets, Citadines, Deltas, Omnibus, Dames blanches, Batignolaises, Orleanaises, und dergl. Posten bringen im eilenden Laufe neue Ankömmlinge, entführen andre wieder dem reizvollen lockenden Paris mit erleichterter Börse und oft schwer erkauften Erfahrungen, Lei-

chenwagen ziehen langsam heran, zum Père Lachaise, sie haben keine Eile. Auf Karren fahren ambulante Kramläden vorüber, fort und fort klingt das Glöckchen der Limonade- und Süßholzwasserverkäuferinnen und Verkäufer, die mit blanken Zinnbechern umherwandeln, oder mit einem bunten chinesischen Holzthürmchen, in phantastischer Tracht irgendwo stille stehn, und die armen Durstigen laben, die Süßholzwasser für eine Leckerei halten. Bänkelsänger ohne Zahl singen und schreien ihre Chansons, und jeder findet sein Publikum. Wasserfässer werden langsam vorbeigefahren, die Straßen zu besprengen, daß der Staub nicht überhand nehme, ꝛc.

Alle Bäder sind offen, halb auf der Gasse sitzen die Arbeiter, nirgends und an nichts sieht man, daß Sonntag ist. Nicht auf den belebtesten Boulevards, nicht am und im Palais-Royal, vielleicht an keinem Orte der Welt, etwa Peckin ausgenommen, mag ein solches Drängen und Durcheinandertreiben am friedlichsten Tag sein, und dabei eine Ruhe, eine Ordnung, die musterhaft ist, man stößt sich nicht, tritt sich nicht plump auf die Füße, ohrfeigt und prügelt sich nicht, man hört kein Schimpfwort, und sieht keine Polizei. Die Pariser Polizei strebt ihres Orts nach Gottes Eigenschaften, unsichtbar und allgegenwärtig ist sie bereits, aber ich zweifle sehr, daß sie je allweise werden wird.

So viele lebende und lachende Bilder fielen herein in die Camera clara meines Frühstückzimmers und viel warmer Sonnenschein und blauer Himmel. Die frischesten Austern, die man in Paris köstlich und billig ißt, lachten mich auch an, und ich empfand lebhaft die Wahrheit dessen, was andre vor mir gesagt, daß Austern ein eigentliches Dichtermahl sind, wiewohl sie gar selten an die armen deutschen Dichter kommen. Ich betrachtete, ich genoß sie mit Andacht, und meine Gedanken ordneten sich von selbst zu diesem kleinen Gedicht:

An die Auster.

Auster! Sinnende Betrachtung,
Ernste Forschung weih' ich Dir,
Voll von tiefgefühlter Achtung
Vor dem Weltgeist über mir.

Wie ein Ohr mit Schneckengängen
Liegst Du vor mir, wunderbar.
Horchtest Du den Sturmgesängen
Und dem Schrei der Mövenschaar?

Wie ein Herz mit zarten Röhren
Auster, bist Du anzusehen,
Daher fühlen nur, und hören,
Dir die Weisen zugestehen.

Nicht als schnöden Leckerbissen
Schlürf' ich lüstern Dich in mich,
Nein, mit einem höhern Wissen
Ahnungsvoll betracht' ich Dich.

Wie in einem Tabernakel
Zur Verehrung ausgestellt,
Ruht Dein göttliches Mirakel
Schweigend vor mir, Wurm und Welt.

O ich könnte Bücher füllen
Mit den Wundern, die Du zeigst,
Doch ich will dies Drängen stillen
Und will schweigen, wie Du schweigst.

Meerstern, der aus weiter Ferne
Herzog, sey gebenedeit!
Stern, mit Tropfen aus dem Sterne
Der Citrone sey geweiht!

Wenn ein Neger seinen Fetisch
Erst verehrt und dann verzehrt,
Wär' es minder denn poetisch
Daß Dir Gleiches wiederfährt? —

Heiter und gesättigt mit Wohlgefallen setzte ich meine Promenade fort durch das Gewühl, bald dieß, bald jenes mir besehend. Savoyardenknaben ließen Murmel-

thiere tanzen, faule Chiffoniers schliefen zwischen den Winkeln der Buden des Quai de l'Ecole, furchtbare, malerische Gesichter, gebräunt von der Sonne, geschwärzt vom Staub, ich glaube, das sind die Männer, die Emeuten machen, sie haben nichts zu verlieren. Eine Frau that auf offner Straße einem häßlichen bucklichen Klein-Zaches, was die Fee Rosabelwerde jenem gethan, und noch mehr, ein Berliner würde gesagt haben, sie sey sehr knickerig gewesen, aber sie war keine Fee Rosabelwerde.

Die Pariser sind ein neugieriges und schaulustiges Volk. Der deutsche Großstädter geht ruhig seines Wegs durch seine Stadt, und kümmert sich um wenig oder nichts, was auf den Straßen vorgeht, und meint, es anderswo eben so machen zu müssen, und mancher Kleinstädter macht es dem Großstädter nach, und redet sich ein, es sey unanständig, auf der Straße stehen zu bleiben, und etwa mit andern Leuten in einen Guckkasten zu sehen, oder die schlagenden Witze eines Polichinelltheaters zu hören. In Paris mag sich produciren, was da will, es findet ein Auditorium auf offner Straße, und zumal am Sonntag sind diese Gruppen unzählich. Dort stehen sie um einen Tisch, wo eine alte Frau die Karten schlägt, dort versammeln sie sich um eine andre, welche Orakel ertheilt, die mit sympathetischer Tinte ge-

schrieben sind, dort nehmen alle an einem Spiele Theil, hier spielt einer für alle. Ein Krüppel, dem beide Beine fehlten, saß mitten auf der Straße, und bließ unaufhörlich auf der Clarinette, ein Teller stand neben ihm, wohinein die Vorübergehenden, wenn sie die Regung des Mitleids über einen so hülflosen Zustand empfanden, ihr Scherflein warfen, und wer sollte nicht Gott für seine gesunden Beine danken, und gern etwas geben, wenn er einen Armen sieht, der keine Beine hat? Man darf nur in Paris an solchen Tagen und an solchen Plätzen etwas lange und aufmerksam betrachten, und zu betrachten scheinen, so dauert es nicht lange, und es ist eine Gruppe beisammen, die den Gegenstand solcher aufmerksamen Betrachtung sucht.

Doch am Ende wird man müde vom Schauen und Stehen und Gehen; ich beschloß, diesen interessanten Platz noch öfter zu besuchen, stieg in einen Omnibus, und fuhr in mein Logis.

Der Anblick des Père Lachaise vom Notre-Dame-Thurm hatte in mir eine lebhafte Sehnsucht erweckt, diesen Kirchhof zu besuchen, und der heitre Himmel versprach eine schöne Aussicht. Ich fuhr mit meinem Reise-

gefährten in einem Kabriolet hin. Kontraste sind stets auf das Gemüth von eigenthümlicher Wirkung, und es ist wohlgethan, nach Freudengenüssen freiwillig vom Becher einer reinen Wehmuth zu kosten, weit besser als sich nach wüsten Orgien von einem sogenannten moralischen Katzenjammer übermannen zu lassen. Es ist ein langer Weg zum großen Todtenhof von Paris, und wechselvoll, wie das Leben; aber er wird immer stiller, immer öder, auch das Leben wird, je mehr unsre irdische Hülle dem Grabe zureift, öder, stiller, einsamer und farbloser, und nur die Hoffnung auf Unsterblichkeit übergrünt mit ewigfrischen Lebensfarben das oft gehoffte, öfter noch gefürchtete Ziel.

Wir fuhren an zwei neuen Gefängnißpalästen vorüber, welche als Muster innerer zweckgemäßer Einrichtung für eintausend Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts, die nicht Muster ihres Geschlechts sind, Raum bieten. Paris bedarf viel, sehr viel Raum für seine Eingekerkerten, und da Ste. Pelagie, die Conciergerie, das Schuldnergefängniß in der R. de Clichy, das Gefängniß la Force, in der du roi de Sicile, wo der Pöbel die schöne Prinzessin de Lamballe auf schändliche Weise mordete, da ferner das Galeerensclavengefängniß im Bicêtre, und die Frauen- und Mädchenkerker St. Lazare, **R. du Faubourg St. Denis, les Made-**

lottes, R. de Fontaines aux Marais und andre, nicht mehr ausreichten, so mußte es zwei neue in die Nähe des Père Lachaise bauen. So viele Kerker in dem Schooß, der sich rühmt, die Freiheit geboren zu haben!

Je näher man dem Friedhof kommt, desto häufiger werden die Wohnungen der Steinmetzen, welche vom Verfertigen der Grabmonumente leben, und in der letzten Straße, die auf die Pforte stößt, sind in offnen Hallen zahllose Denkmäler zum Verkauf ausgestellt, die bis auf die Schrift fertig sind. Man muß den Parisern zugestehen, daß sie in ihren Epitaphien einen sehr reinen Geschmack zeigen, und auch in den Auf- und Inschriften einer edlen Einfachheit huldigen. In dieser Straße wohnen die Verkäuferinnen von Todtenkränzen, natürlichen und künstlichen, die letztern von Draht, der mit weißem Papier übersponnen, und mit weißen oder blauen Blumen von Papier und Seide verziert ist. Diese Kränze sind billig, und so ist es sogar der trauernden Liebe bequem gemacht, ihre stillen Opfer den Gräbern zu weihen.

Wir betraten die Stadt des Todes, wo die Hüllen so manches rast- und ruhelosen Lebens ihre Ruhe fanden und finden, und stiegen durch einen Wald von Thujabäumen empor zu der heitern und schönen Kapelle, die inmitten des Friedhofs wie ein Herrscherschloß über die

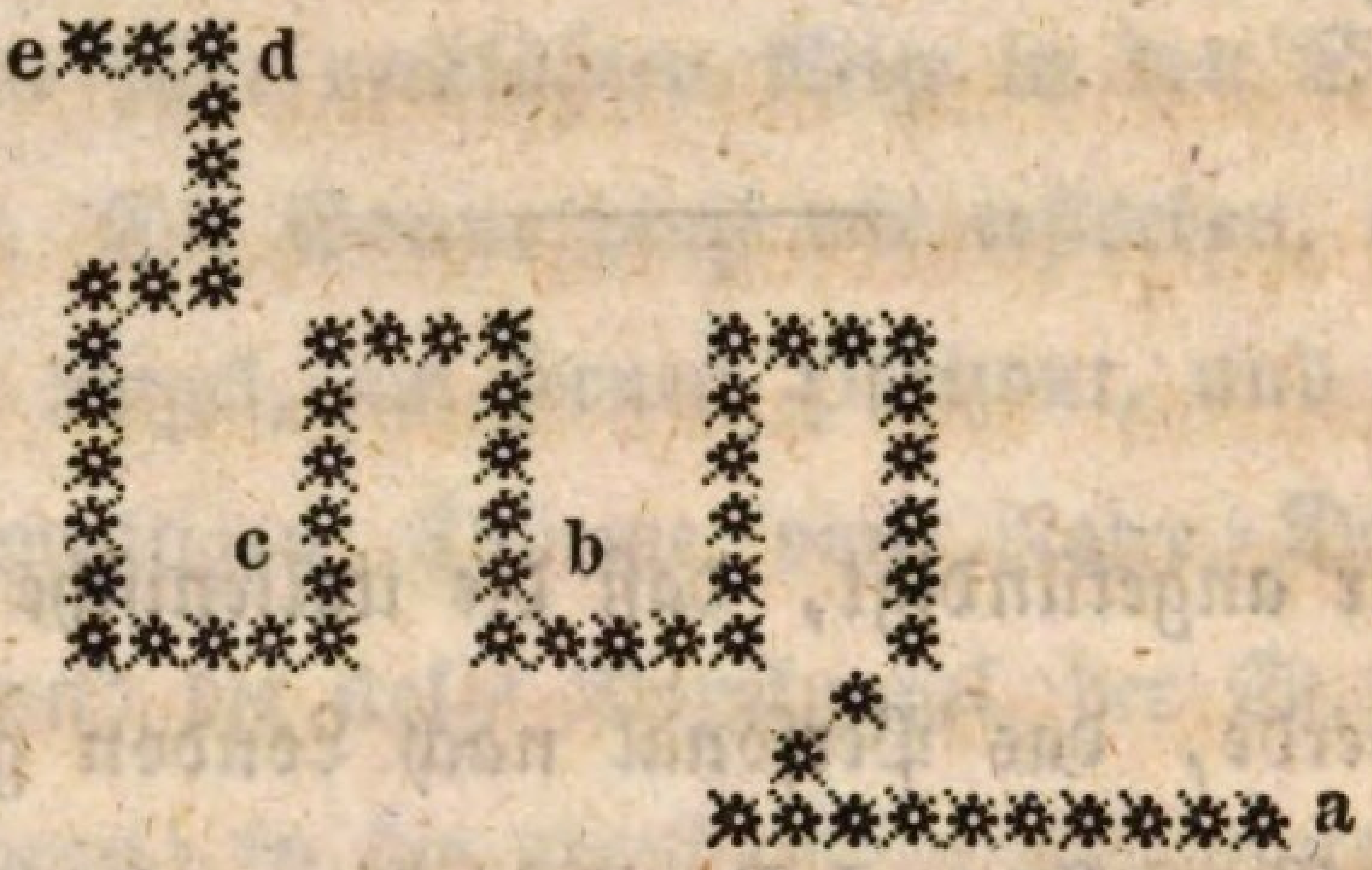
Gräberstadt emporragt. Es war keine Zeit mehr, umherzuwandeln, und Einzelnes zu betrachten, der Friedhof wurde geschlossen, nur noch von einem schönen Punkt zur Linken einen Blick auf das unten liegende Paris; es lag da im Sonnenuntergang, und hüllte seine jungen, wie seine verblühten Reize in den Schleier des Abenddufts. Die Sonne hing wie erstorben, eine große strahlenlose Kugel, am fernen Horizont, und riesig ragten die gewaltigen Thürme von Notre-Dame, St. Sulpice, und die stolze Domkuppel der St. Genievre, (des Pantheon) in die abendgolddurchflammte Luft empor, während die unendliche Häuserzahl, in denen allen noch der Lärm des Lebens walten mochte, so schweigend zu ruhen schien, wie die Todten und ihre Stein-Sarkophage, die niedern Hügel und die prangenden Kenotaphien rings um uns her. Wird wohl diesem ungeheuren Babylon dort auch seine Todesstunde schlagen? Wird es wohl einst, und wäre es nach Jahrtausenden, öde stehen, und menschenleer, eine Geisterstadt der Wüste, und den Bewohnern der Erde so fabelhaft, wie Ninive, Persepolis und andre? — —

Wir verließen den Kirchhof, der den Namen des berüchtigten Beichtvaters Ludwig **XIV.** der Nachwelt überliefert, und der seines Gleichen auf Erden nicht hat an Schönheit. Ich nahm mir fest vor, ihn noch einmal in

heitrer Morgenstunde zu besuchen, allein, nur in Gesellschaft schmerzlicher Erinnerungen, und im Schattendunkel dieser Cypressen, fern von der Heimath und ihren Entschlafenen, vorangegangener Lieben mit treuer Wehmuth zu gedenken.

Es war angekündigt, daß die italienische Oper geschlossen werde, das Personal nach London gehe, und die heutige Vorstellung **I Puritani** die vorletzte sey. Erfolglos hatten wir uns schon früh 10 Uhr um Logenbillets bemüht, es war alles, alles vergeben und vergebens, kein Platz mehr frei, als das Parterre, dessen Eröffnung zu erwarten war. Eine leise Hoffnung, doch noch den Eintritt zu gewinnen, bewog mich, nach Heines Ausdruck, ein Mann zu werden, der ruhig Queue macht. Da ich von unserm Logis gar nicht weit in die Straße hatte, darin das italienische Opernhaus steht, so eilte ich schnell hin, und schloß mich der dunkeln Schlange an, die sich langsam in das Innere zu ringeln beabsichtigte, und dachte, daß ich auch hinkommen werde, wo alle diese Männer hinkämen, wie denn auch geschah. Sieh Dir, lieber Leser, nachstehende Figur an, und wenn Du schon selbst diese labyrinthische Linie in

einem der großen Theater in Paris passirt bist, wo zwar keine Matrosentaufe, aber doch eine Presse statt findet, und die Hitze des Aequators empfunden wird, so rathe, was sie vorstellt, bevor Du weiter liesest:



Dies ist die Queue zur italienischen Oper, bei a tritt man an, und verharrt in einer gedrückten Stellung in den Schranken, die vor dem Haus, unter dem Dach, neben einem so breiten Trottoir geschlagen sind, daß drei Menschen eng gepreßt neben einander stehen können. Schlag 6 Uhr wird die Kasse bei d geöffnet, und nun rückt allmählich die Masse vor; lange dauert es, ehe die Letzten in den dunklen Raum des Hauses eintreten, endlich schieben die Nachrückenden ihre Vordermänner einige Stufen hinauf, und man befindet sich innerhalb der hölzernen Barrieren, die man aber vor der Menge der Hüte und Köpfe, kaum gewahrt. Als ich mitten in diesem Chaos bis zur Stelle b geschoben worden war, und selbst wieder andre geschoben hatte,

fragte ein Mann bei c, ob ich seinen Platz wolle? Ich glaubte, er werde mich für den dafür geforderten Franken zwar nicht in das Paradies, aber doch in das Parterre fördern, verstand mich, weil es in dem erstickenden Gedräng kaum auszuhalten war, zu der Abgabe, und sah mich augenblicklich mit kräftigen Händen empor und über die Barriere gehoben, daß ich beinah einen Rockschooß einbüßte, und unter Allarm und Geschrei bei c wieder niedergesetzt.

Diese Volte hatte mich dreißig Menschen ungefähr überflügeln lassen, ich gelangte nun eher zum Ziel als diese dreißig, hatte aber außerdem nichts erreicht, als in Geduld des fernern allmählichen Vorrückens und Vordrückens harren zu müssen. Endlich ward wieder Luft, es ging weiter, noch manche Pause, dann war die Kasse erreicht, mit ihr der Ausgang aus der Queue, ein Gensdarme sorgte dafür, daß nur eine Hand auf einmal ihr Geld aufzählte — aber o Schrecken, man schob das Geld zurück, man rief rien! rien! In der That, es war nichts; die fünfzig vor mir, die dreißig, die ich so kühn und so glücklich überhüpft, die Hundert vielleicht, die nach diesen kamen, sahen allzumal — nichts; das Haus war voll, und der Hauptausgang bei e brachte uns alle wieder auf den Platz vor dem Hause, in die frische Luft.

Ich will dieser scherzhaften Erzählung eine Nutzanwendung hinzufügen, im Bezug auf die deutschen Theater. Die Ein- und Errichtung der Queue durch starke hölzerne leicht aufstellbare Barriere ist gut, obgleich sie drückend ist. Es wird dadurch der unsinnige Zudrang und Tumult vermindert, der an manchen Orten bei uns üblich ist, wo man bisweilen förmlich Haus und Kasse mit Sturm nimmt; dort tritt das Parterrepublikum ruhig an, und liest den Figaro oder die Programmes des spectacles, und dann ist es eine lobenswerthe Einrichtung das Haus zu schließen, wenn das Auditorium gefüllt ist, während bei uns in Deutschland häufig, wenn auch nicht überall, Intendanzen und Direktionen Entrée nehmen, so lange nur jemand geben will, unbekümmert ob und wo die Leute Raum finden, etwas zu sehen; ein solches Verfahren ist freilich lukrativ, aber nicht nobel.

Und wenn alle 30 — 40 Theater in Paris an einem Abend geschlossen wären, ein Fremder findet Unterhaltung genug, ein einziger Abendspaziergang auf den Boulevards bietet ihm die wechselvollsten Scenen für Auge und Ohr. Nur wähle er die belebtesten: Boulevards des Italiens, de la Ch. d'Antin, des Panoramas etc. Die Läden strahlen von Glanz, das

Gaslicht leuchtet zauberisch, oft lodern die Flammen armdick frei in die Luft empor, ruhig wandeln die Spaziergänger an einander hin, drüben fahren die Carossen und Wagen, an ihren farbigen Laternen sind schon von weitem die Omnibus zu erkennen. Alles in Paris muß eine Farbe haben. Es ist lauter Leben und Bewegung, außer in den Restaurationen, Kaffeehäusern und Lesekabinets, in welche man durch wandhohe Spiegelglasfenster und Thüren hineinsieht, diese sind voll sitzender Menschen. Zwischen so viel Auf- und Abgehenden schlüpfen auch, mehr oder minder geschmückt, lustwandelnd, die Boulevardgracien hin. Seit die Polizei in Paris moralisch geworden, haben sie einen schweren Stand. Sonst war im Palais-Royal ihr Eldorado, aber der König als Herzog von Orleans und Besitzer des Palais duldete diese ultraliberalen Damen nicht mehr in seinem Palast; nicht einmal betreten dürfen sie diesen, eben so wenig die glanzreichen Passagen, und so sehen sich denn die so mannigfach eingeschränkten Ausgelassenen nur auf den Fang beschränkt, den ihnen die Straßen und die Promenaden zuführen. Es ist erstaunlich, welche Ansprache man da findet, doch sind sie bei weitem weniger frech, unartig und zudringlich, als ihre Mitpriesterinnen im Dienst der Kotys in den größeren Städten Deutschlands. Sie

dürfen nicht einmal stehen bleiben, um eine Anrede zu wagen, und nur dann, wenn ein Herr sie fixirend stehen bleibt, flüstert eine schüchterne Frage: cherchez vous moi? Voulez vous entrer à ma maison? von schmachtenden Blicken begleitet, über ihre Lippen. Den Vorhang ihrer tiefern Mysterien zu lüften, will ich keinen meiner lieben Landsleute rathen. Sie fragen immer gleich, ob Monsieur ein Engländer sei, diese scheinen ihnen lieber als wir Deutschen, was uns in vieler Hinsicht schmeicheln muß. Ich habe die Naturgeschichte der Nachtschmetterlinge nicht studirt, wie anziehend ihr Studium auch für viele ist. Es mag sich, wer will, in Paris die Atlas-, Hermelin- und Seidenfalter, die schönen Eulen, die Spinner und Spanner, die Lichtmücken und Feuervögelein, die Blattwickler, Schaben und Federmotten besehen, und wohl ihm, wenn es ihm nicht ergeht, wie gewöhnlich den letztern selbst, wenn sie die Lichter umflattern. —

Zur Nachtzeit klopft in Paris der Puls des regsten Lebens, und das an so viel Glanz nicht gewöhnte Auge eines Deutschen, wähnt sich wenigstens in den belebten Stadttheilen, immer in einem optischen Zauberkasten, der magischen Laterne, Camera clara und lucida, die Phantasmagorie und Kaleidoscop zugleich ist. Wahrhaftig ein Kaleidoscop zumal, in dem unaufhörlich die bunten in

Transparentfarben brennenden Krystallbilder wechseln, und Kronen und Ketten, Ordenssterne und Todtenkreuze, Scepter, Fahnen und Bajonette, und Gott weiß, was alles, durch- und übereinander stürzen und wirren, und alles doch, wie es zur Anschauung sich darstellt, oder gebracht wird, in symetrischen Formen krystallisirt.

Bis zwölf Uhr dauern die Theater, dann beginnen, wenn nicht gerade Fastenzeit, (Carême) ist, beiläufig gesagt, die deutsche Bezeichnung dieser Zeit wird immer lächerlicher, die Bälle. Jetzt füllen sich die Restaurationen, die Kaffee- und Speise- und Spielhäuser, und unaufhörlich, ab und auf, durchfluthet ein Menschenstrom Straßen, Passagen und Boulevards. Es ist der Abend, die Nacht, die goldne Zeit des Verdienstes, der Kaufmann, der Speisewirth verkauft mehr, als am Tage, der Glücksritter und Gauner erbeutet mehr, Cypris und Fortuna halten ihre reichen Fischzüge, und der Deutsche, der sich um 11 oder 12, nach seiner Meinung recht spät, niedergelegt hat, hofft vergebens, wenn er an der Straße wohnt, und nicht recht ermüdet ist, einschlafen zu können, denn bis zum Grauen des Morgens durchrollt der Wagen endloses Geräusch die Stadt, deren Bewohner zwar nicht singen, aber doch singen könnten:

Ein freies Leben führen wir,
Das Gas ist unsre Sonne.

III.

Wenn das Palais Royal in Paris und die Glyptothek in München beide einzig und allein da ständen, wo sie stehen, ohne daß eine Stadt darum und daran hinge, so wären beide werth und würdig, daß man eine weite Reise zu ihnen nicht scheute, so viel bietet einerseits das erste, schon in seiner Eigenschaft als prächtiger Bazar, als Markt des Luxus, und der Schätze der Gegenwart, die zweite in ihrer Eigenschaft als würdiger Kunsttempel für die Schätze der Vergangenheit, Sehens- wie Bewunderungswerthes dar. Das Palais-Royal beschreiben zu wollen in einer fragmentarischen Reiseschilderung, hieße aus der Maus einen Berg gebähren lassen, denn dieser mächtige Palast bietet Stoff genug, um einen Folianten zu füllen. Es ist genug, sagen zu können, ich war darin, und zwar oft. Das Palais Royal hat auch seine großen historischen Erin-

nerungen, aber wer denkt an die Vergangenheit, wer an die Geschichte, wenn er in Mitten dieser Prachträume, dieser Gallerien, dieser Gartenhöfe wandelt? Und dennoch ist es nicht uninteressant, sich zu unterrichten, wie allmählich dieser Palast das wurde, was er jetzt ist. Hier rauschte im sechsten Jahrhundert noch ein Forst, als die alte Lutetia, damals noch ein Kind, sich in ihrer Inselwiege schaukelte; im siebenten legte Dagobert in dieser Waldung Häuser an für seine Jäger, und Ställe für seine Hunde; im achten ward ein Dorf aus den Häusern, und im neunten oder später eine Vorstadt. Dann hob Paris immer höher sein königliches Haupt, und stolze Paläste erhoben ihre Mauern; die mächtige St. Honoré prangte mit solchen Palästen, unter denen die Hôtels d'Armagnac, Mercoeur und Rambouillet nicht die geringsten waren. Richelieu, der noch mächtiger war, als alle Straßen und alle Einwohner von Paris, seinen König mitgerechnet, kaufte die genannten Paläste, baute hier, ließ dort niederreissen, und so ging nach zwölf Jahren die schönste Residenz des klügsten Pfaffen hervor, bis dieser starb, und sie, wenigstens billig denkend, dem als Geschenk vermachte, der das Geld dazu gegeben, Louis XIII. So wurde aus dem Palais du Cardinal das Palais Royal. Der König hatte weder Zeit noch Lust, da fortzubauen, wo ein

Günstling und Minister aufgehört, und Ludwig XIV. schenkte den Riesenbau 1692 dem Herzog Philipp von Orleans, seinem Bruder, und seitdem ist es immer bei der Familie geblieben, das schönste und einträglichste Chatullgut, und ist immer schöner geworden; aber was es gesehen und erlebt, als es noch weniger schön und glänzend, als es häßlich war, wird es nicht wieder erleben und sehen, so lange Paris, so lange die Welt steht. Oft hat es seine Namen gewechselt. Nach der erwähnten Schenkung hieß es le palais Orléans, auch le palais du **Régent**. Wie die Republik ihre Jacobinermütze erhob, taufte der Vater Louis Philipps es um, und nannte es nach seinen republikanischen Namen: **Palais-Egalité**. Unter Napoleon (1802), hieß es **Palais du Tribunat**, bis die Lilie der Bourbonen wieder aufblühte, und der alte Name wieder aufkam. Es hat nun neue Flügel bekommen, schwebende Gärten auf den Zinnen eines Dachs, eine Gallerie von Glas, wo sonst eine hölzerne war; es hat noch gewonnen an Pracht, Eleganz und Reichthum; Gasbeleuchtung ist an die Stelle der Lampen getreten; schöner, großartiger können die Magazine, die Läden, die Cafees, die Lesekabinete und Bibliotheken nicht gewesen seyn! Doch manches existirt nicht mehr, was früher anlockend und abschreckend, wie man will, erscheinen konnte. Früher wimmelten die Mansarden von

Bewohnerinnen, deren Zudringlichkeit alles überstiegen haben soll; die Miethe, die sie zahlten war ein gutes Revenü, das so schmutzig erworbene Geld stank so wenig, wie das jenes Römerkaisers, für eine gewisse Abgabe entrichtete, aber der brave Louis Philipp wollte nicht, daß sein Haus die Sittsamkeit seiner Stadt demoralisire, und jetzt ist die Luft im Palais gesäubert; das viel berüchtigte Cafee der Blinden ist metamorphosirt, sein Blinden-Orchester verstummt, seine Orgien sind verrauscht, selbst die schöne Limonadière im Café des Mille Colonnes auf ihrem Thron, den früher Joseph Bonaparte besessen, ist sammt Cafee und Thron nicht mehr vorhanden. Sic transit gloria! Dafür ist doch noch Gelegenheit in Fülle vorhanden, sein Geld los zu werden; der Name Perigord, einer der ersten Restaurateurs im Palais fliegt über Europa, wie ein Sieger; der Engländer schwört bei Very, daß es dort very beautiful sey; der deutsche Geisterseher vergißt seine Seherin von Prevorst über dem Leiblichherrlichen bei Prevost; der Südländer schwelgt bei den Brüdern Provençaux; der Nordländer speißt Eis bei Berthelemont in der Gallerie Montansier. Man kann sich leichter satt essen und trinken, als satt sehen. Hier ist alles zu haben, fix und fertig, meist auch nach fixen Preisen. Theater und Taschenspieler, auch außerdem Spieler genug,

die auf den Inhalt unsrer Taschen spekuliren, Portraits und Crayonbilder, Kinnladen und Zähne, wunderschön gearbeitet, und in Prachtexemplaren zur Schau gehängt; die berühmtesten Dentisten, Desirabode, Audribon und Aussandron haben ihre Ateliers im Palais. Man findet gute und schlechte Lektüre in einer Ueberfülle, sogar das Leipziger Tageblatt, und den Berliner Gesellschafter. Für 6 Franken monatlich kann einer dort lesen und schreiben so lang und so viel er will. Im Salle Montansier zahlt man für jeden Besuch 4 Sous, und findet alle Blätter. Alle Arten von Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern haben ihre prangenden gasbeleuchteten Läden hier, mancher dieser Läden kostet jährlich zehn- und mancher vierzigtausend Franken. Nach diesen enormen Miethen richten sich auch die Waaren-Preise, man kauft im Palais immer am theuersten, doch habe ich auch einige Läden angetroffen, in denen eine Auswahl recht geschmackvoll gearbeiteter Bijouterie- und andrer Sachen zu gleichen Preisen für das Stück so billig zu erhalten war, wie irgend in Deutschland. Die Magazine der Kleider-Künstler sind sehenswerth. Mack ist der Name ihres zauberhaften Königs. Seine Schlafröcke übertreffen die kühnste Phantasie; er hat Minister und Generäle, Akademiker und Muskadins fertig. Robin heißt der zweite große Mann, der weiß, wo die Leute

der Schuh drückt, doch seine Schuhe drücken nie, sie beflügeln. Beider Läden sind in der Gallerie Nemours. Colmant würde selbst nicht in Verlegenheit kommen, den gestiefelten Kater zu bedienen, wenn dieser neue Stiefeln brauchte, nur Siebenmeilenstiefeln hat er nicht. Mitten unter so vielen tausend Gegenständen leiblichen Bedürfens macht auch das geistige sich geltend und zu Geld. Die Buchhändler Barba, Delaunay und Duvernois sorgen dafür, der Musikhändler Savaresse vertritt das Reich der Töne. Dii minorum gentium in diesem Gebiet und Antiquare kleben wie Schwalbennester noch da und dort bescheiden an in den ungeheuern Räumen dieses herrlichen Palastes. Wer schöne Uhren sehen will, komme hierher, wer Edelsteine kennen lernen will, komme hierher! Ganze Reihen von Läden unter den hundert korinthischen Pilastern der galeries de pierre blitzen und funkeln von ihnen, und von Gold und Silber. Gaulu und Tixier haben das schönste an Schmuck, was Menschenhände nur zu fertigen vermögen, Le Page, hat Waffen, die von Brillanten strahlen, Calloue hat ein ganzes Firmament von Ordenssternen ausgehängt. Dabei sind die französischen Kaufleute nicht so betrügerische Schufte, wie manche christliche und jüdische Bijouteriehändler bei uns, daß sie schlechtes Gold für feines, und Semilor für Gold verkauften, sondern es

wird zu allen Schmucksachen von Werth das feinste Gold genommen, und wer mit nachgeahmten Waaren dieser Art handelt, kündigt es offen und ehrlich durch die Ueberschrift **Plaque** an. Daß für die Bedürfnisse des schönen Geschlechts nicht minder gesorgt ist, versteht sich. Die herrlichsten Putzsachen, stets nach den neusten Gesetzen der Mode haben die Damen Melzion und Morigny, Porzellan und Krystallwaaren die Herren Boin und Darte, und die schöne Irländerin bietet die reichste Auswahl jener geschmackvollen Kleinigkeiten an Schnallen, Nadeln, Börsen und dergl. in Stahl gearbeitet dar, die so sehr geeignet sind, das zarte Weiß der Damenfinger zu heben, und das Auge wohlgefällig auf diese zu lenken.

Nach einem heitern Diner bei dem S. Weimarischen Gesandten, Legationsrath Weyland, war es zu spät, noch in ein Theater zu gehen, daher wandte ich mich mit meinem Reisegefährten wieder dem Palais Royal zu. Wir durchirrten nach allen Seiten hinschauend, das glänzende und lockende Labyrinth seiner Gänge und Gallerien, und verirrten uns auch mit Absicht in einige der berüchtigten Salons, die geduldet und verderblicher sind, als jenes nicht mehr im Palais geduldete Freicorps im Dienst der Venus Pandemos, in einige Spielhäuser. Sie liegen im ersten Stockwerk, man giebt Hut

und Stock gegen eine Marke ab, und tritt still in die mit dicker, beengender Luft erfüllten Zimmer ein. Spielzimmer sehen sich in der Regel alle gleich, mehr oder minder Eleganz kommt nicht in Betracht, sie sind oft genug und grell genug geschildert, so daß man zuletzt etwas mehr Grimm, verbißne Wuth, Hohn und Verzweiflung erwartet, als man in der That findet. Wer Thor genug ist, sich von den aufgeschichteten Goldhaufen blenden zu lassen, und zu hoffen, er könne etwas gewinnen, probire sein Glück, er wird erleichtert von dannen gehn; nur ein Spieler von Profession, der anhaltend spielt, und das Spiel kennt, kann allenfalls gewinnen, und ein solcher trägt in der Regel doch alles wieder der Bank zu. Ausser dem Pharao, dem Rouge et noire und der Roulette werden auch noch andre Spiele gespielt, die ich weder kannte, noch begriff. Damen dürfen die Spielhäuser des Palais nicht betreten, aus angedeuteten strengen Gründen, weil unter ihnen, zwar nicht libri, doch liberi prohibiti seyn könnten. Wer Scylla und Charybdis vereint sehen will, gehe zu Fraskati, wir gingen hin zu diesem unsern Nachbar, der in der R. Richelieu wohnt. Da pointiren auch Damen, die uns jedoch nicht das flüchtigste Wohlgefallen abgewannen. Ein am Pharotisch sitzendes und schwitzendes Weib ist mir ein Gräul, und hätte sie von Anadiomene den Gür-

tel der Schönheit geliehen. Die Schönheit wohnt übrigens auch nie bei der Spielsucht, und der Ausstrahl dieser Leidenschaft ist der Dolch, der die sittliche Gracie mordet. Die Spielhäuser tragen der Regierung 6 Millionen Francs Blutgeld ein, daher haben Einheimische und Fremde die Freiheit, sich zu Grunde richten zu dürfen.

Wir machten dem Palais Luxembourg einen Besuch. Es hatte noch nicht die doppelt erhöhte Bedeutsamkeit, die es kurze Zeit nach meiner Abreise durch den Ungeheuerproceß erlangte; früher lag es an der Stadtgrenze, war ein Lusthaus, gehörte einem reichen Privatmann, Robert Harley, gelangte 1583 an den Herzog Epinay von Luxembourg, und wechselte die Namen oft, wie so vieles in Paris, bis es doch wieder den alten annahm. Das imposante Schloß in seiner jetzigen Gestalt stellte 1612 Maria von Medicis her, wählte es zu ihrer Residenz, und schmückte es mit herrlichen Statuen und Gemälden; die Gallerie Medicis ist nicht mehr darin, dafür die der neuern und lebenden Künstler, die zu sehen, unsre Hauptabsicht war. Dieses Palais hat das schönste Treppenhaus in Paris, welches zur Pairskammer führt. Die Pairs von Frankreich sitzen da, wo die

Männer des Direktoriums von 1795, des Consulates von 1800 und des Senat conservateur noch später auch saßen, in einem herrlichen Amphitheater von 77 Fuß Durchmesser, geziert mit den Bildsäulen von Männern des Alterthums, davon jeder einzelne berühmter ist, als die heutigen Pairs von Frankreich alle zusammen.

Was die Gemäldegallerie im Luxembourg betrifft, so möchte ich weder den Katalog ausschreiben, noch meine Leser mit Urtheilen ermüden, die ihnen andern Orts oft so häufig und gleich unwillkommen aufgedrungen werden. Die Maler der neuen Schule Frankreichs streben nach Großartigkeit in der Auffassung ihrer oft gigantischen Tableaux, fallen aber in der Ausführung häufig in eine unleidliche Manier, und der beabsichtigte Effekt, den der Maler durch kühne Zeichnung und grelle Farbengebung erreicht glaubt, geht in der Seele des denkenden Beschauers verloren. Von ergreifender Wirkung sind unter andern: die berühmte Mamelucken-Schlacht von Horace Vernet, wo die Figur des Mohamed-Ali-Pascha im Vorgrund besonders anzieht; ein Schlachtgemälde von Eugen de Lacroix voll grausigen Lebens. Ein Kind trinkt an der todten Mutter, das Roß des Türken bäumt sich wild empor, es wird zerstampfen, was nicht vom Schwert fiel, an des Rosses Schweif ist ein Jüngling gebunden, der mit der Verzweiflung letzter

Kraft die Bande zu sprengen sucht, die ihn fesseln. Im Mittelgrunde wirrt sich der Schlachtenknäul tosend durcheinander, im Hintergrunde flammt eine Stadt zum Himmel auf, und tief in der Ferne ruht, ein schöner Kontrast, groß und schweigend das unendliche Meer.

Blondels todtgefundene Zenobia, Crows kolossale Schlacht von Eilau, Davids Brutus haben meinen Blick lange gefesselt; vieles habe ich gar nicht gesehen, vieles nur flüchtig betrachtet; es ist besser die Seele voll von einem Bilde aus einer Gallerie zu gehen, als ein Gestaltenchaos mit sich hinwegzutragen, das die nächste Stunde von der Tafel des Gedächtnisses wischt.

Ein Marius auf den Trümmern von Karthago gehört zu dem Schönsten, was dieses Museum bietet. Auch hier ist dem Charakter des Ganzen eine erhabene stolze Ruhe aufgeprängt. Marius scheint dem Gemurmel zu lauschen, das die Wogen des nahen Meeres an sein Ohr tragen. Die Trümmer liegen tiefstill, geheimnißvoll wogt der Ocean, und über ihm verglüht die letzte Abendröthe. Der fragende Soldat steht trotzig vor dem Helden.

Groß gedacht, nur etwas zu grell in der Ausführung, ist ein Kain von Guerin. Kains Weib sitzt mit angstvollem Ausdruck und fliegendem Haar, sie hofft Hülfe von dem, der nicht weiß, wohin er sich wenden soll vor dem Zorn des Herrn, der hinter ihm aufflammt,

ein Himmel voll Gluth und Feuer. Der Fluch ist zum Samum geworden, der mit versengendem Flügel ihm nachfolgt.

Die Gefangennehmung der Charlotte Corday ist nicht minder schön; die Heldin geht bleich und ernst ihren Gang. Es ist kein Blut an ihrer Hand; sonst thun es die Franzosen nicht leicht ohne Blut. Im Hintergrunde liegt der gemordete Wüthrich.

Von dem vielen Mittelmäßigen und Schlechten, was man des Aufbewahrens in dieser Gallerie würdig erachtet hat, führe ich nur ein Bild an: Bürgers Lenore. Fratzenhaftunsinnigeres ist mir noch nie vorgekommen. Man würde über das Bild lachen müssen, hinge es anderswo, hier aber erregt es Bedauern, denn es beurkundet den Geist und Geschmack, mit welchem für diese Gallerie gesammelt wird, und die Richtung, welche die neue Malerschule Frankreichs nimmt. Der Himmel gebe nur, daß diese nicht solche Nachahmung bei uns findet, wie die Richtung in der belletristischen Literatur, die uns mehr als einen Kocytus voll unsaubern Schlammes, voll Gift und Geifer zuzuführen droht.

Zurückgekehrt von diesem Ausflug, beschloß ich, da nun die Italiener an diesem Tag zum allerletzten-

mal zu singen verhießen, nachdem das vorletzte- und letztemal bereits vorüber, wobei ich nicht umhin konnte, an ähnliche wiederholte Ankündigungen in Deutschland zu denken — und weil abermals Billets nicht zu erhalten waren, noch einmal Queue zu machen, diesesmal aber früher anzutreten. Eben als ich das Zimmer verlassen wollte, trat ein Mann meines Alters, mittelgroß, blond, von frischer Gesichtsfarbe, und höchst einfach gekleidet, zu uns ein, den mein Freund und Gefährte mir als Herrn Heinrich Heine vorstellte. Ich habe mich in der That gefreut, Heine kennen zu lernen; seine Persönlichkeit ist einnehmend, und der deutsche Ernst auf seinem Gesicht kleidet ihn gut. Wir sprachen von Deutschland; ich fragte ihn, ob er nicht wieder dahin zurückkehren wolle? Er lächelte wehmüthig, und antwortete: „Schwerlich. Ich bin der Tannhäuser, der im Venusberg gefangen sitzt; die Zauberfei giebt mich nicht los.“ „Freilich,“ erwiederte ich: „und der deutsche Papst wird Ihnen nie vergeben.“ Heine hat ein tiefes Gemüth, und es ist ihm nicht gleichgültig, ob man ihn in Deutschland hasse oder liebe. Vielleicht käme er gern zurück, vergäbe ihm der deutsche Papst. Deutschland ist eine großmüthige Mutter, sie wird ihm vielleicht die Wunden verzeihen, die ihr dieser Sohn geschlagen. Was Heine seinem Vaterland zu Leid und zu Wehe gethan

ist nicht so schlimm, als das Unheil, das durch seine Nachahmer über dasselbe herbeigeführt zu werden droht, seine Nachahmer sind unverzeihliche Fehler, die ihm zu Schulden kommen; die sich seine Freunde nennen, schadeten und schaden ihm mehr als seine Gegner, deren plumper Haß oft so einseitig, wie partheiisch, so lächerlich, wie ohnmächtig ist. Man kennt ja genugsam unsre deutschen Lobassecuranzen, man kennt die Blätter, die des Lobes der Werke ihres Verlegers voll sind, und deren besoldete und kritische Tagelöhner über jeden Schriftsteller den Stab brechen müssen, der ein Publikum für sich hat, oder von dem zu fürchten steht, er werde ein Publikum gewinnen, welches dann vielleicht die Werke dieser Schriftsteller lieber liest und kauft, als die dickleibigen Fabrikate der Schnellpressen des Brodherren jener bezifferten Buschklepper, gegen die man wehrlos steht, weil man den Gassenbuben nicht kennt, der den Stein nach einem schleudert. Doch, es wird auch eine Zeit kommen, die dem schleichenden namenlosen kritischen Jesuitismus die Larve vom Gesicht zieht, und ihn in seiner namenlosen Erbärmlichkeit, Scham- und Ehrlosigkeit zeigt, die dem Recensirgewerbe ein Ende macht, und die Kunstgriffe enthüllt, mittelst welcher die afterkritische Hohlheit im Stande war, sich so lange Zeit, zur Schande der deutschen Literatur, zu behaupten. Wie

es denn Leute gibt, die sich zu allem hergeben, was man von ihnen verlangt, wenn nur Geldgewinn dabei für sie abfällt, wovon wir an so vielen von unsern kritischen Ecorcheurs und deren Helfershelfern ein Beispiel haben, so finden sich auch in Paris Commissionairs für das harmlose Geschäft, für einen andern Queue zu machen, ja viele machen daraus ein, im wahren Wortsinn stehendes, Gewerbe. Sie treten vorn an, bis jemand kommt, der gegen eine Abgabe, die nach der Zeit und der Nähe der Kasse, steigt, eintritt, und verlassen dann den Platz, den sie behaupteten. Dabei wird streng auf Ordnung gesehen. Einen solchen Mann hatte ich schon Vormittags beordert, fand ihn pünktlich auf seinem Posten meiner harrend, und entließ ihn nun in der sichern Hoffnung, diesmal nicht blos bis zur Kasse zu gelangen.

Der Commissionair war zufällig ein Deutscher, er kam nach einer Weile noch einmal zu meinem Stand, und versicherte, daß ich einen guten Platz erhalten werde. Ein schlichtgekleideter Mann neben mir wurde nun auch in deutscher Zunge laut; ein Gespräch knüpfte sich an, und ich hatte die Freude, in ihm die Bekanntschaft des Herrn Professor Schnorr von Karolsfeld aus Wien zu machen, welcher auf einer größern Reise begriffen, schon längere Zeit in Paris weilte. So ging

unter mancher freundlichen Mittheilung die Zeit, welche wir noch harren mußten, uns beiden schnell und angenehm hin, und dann nahm uns das schöne Auditorium des italienischen Opernhauses auf. Dieses ist nicht groß, aber sehr geschmackvoll; das Parterre hat keine Stehplätze, und so sollte es überall seyn. Die Stehplätze haben fast an jedem Ort gleiche Preise mit den offnen Bänken, wodurch die zufällig später Kommenden verkürzt werden, nächstdem daß sie oft im Gedräng gepreßt werden und immer nur theilweise sehen. So ist dieses Parterre in doppelter Hinsicht angenehm und vorzuziehen, da die Logen unverhältmäßig theuer sind. Man gab wieder: **I Puriteni e i Cavallieri**, von Pepoli, Musik von Bellini. Diese Italiener singen zu hören, ist ein wahrhaft hoher Genuß; ich darf indeß die Ausdrücke meines Entzückens sparen, und nur die Namen Lablache, Rubini, Tamburini und Grisi nennen, deren außerordentliche Talente sich mit andern, minder ruhmvoll genannten, vereinigten, die Hörer alle auf den Stromwellen der Töne in ein elastisch bewegtes Freudenmeer zu tragen. Und welches Spiel! Hätten doch unsre Sänger und Sängerinnen nur einen Theil des Feuers, das diese Künstler und Künstlerinnen verschwenden, jene lodernde Flamme der Affekten, die, wenn auch bisweilen übertrieben, doch unsre Seele

zittern macht, und sie ganz hinnimmt für den Moment, seine Schrecken, seine Pein und seine Wonnen. Der Beifall war ungeheuer, das Haus zitterte von Bravorufen, die Bühne ward mit Kränzen bedeckt. Und dieser allerletzten Vorstellung folgte noch eine; tout comme chez nous. Es hieß, die Künstler könnten noch nicht nach London reisen, wie sie beabsichtigt, es fehle an Geld — auch tout comme chez nous. Zuletzt gaben sie noch Conzerte im Opernhaus, darunter ein Concert historique.

Es war in der Mittagsstunde des 1. April schon recht sommerwarm auf dem Platze Louis XV, der bald der Obeliskenplatz heißen wird. Ich ging die heitern Boulevards entlang, bis hinab zu der herrlichen Madeleine, einem Bauwerk, das jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würde. Wäre es nur vollendet! Nicht vollendet zu werden, scheint das Schicksal dieses antiken Tempels, dessen erhabenes Vorbild man nur in Rom suchen muß. Er ist der äußern Gestalt nach eine Copie des Tempels des Jupiter Capitolinus; den Grundstein legte Louis XV. 1763; der Sturm der Revolution hinderte den nur

langsam fortschreitenden Weiterbau; 1808 faßte Napoleon den Entschluß, das angefangene Werk in einen Tempel des Ruhmes umgewandelt, zu vollenden, und der Architekt Vignon führte es herrlich weiter, da kam das verhängnißvolle Jahr 1813, und das stolze Paris sollte keinen Tempel des Ruhms erhalten. Die Bourbonen gaben Gott die Ehre, Ludwig XVIII. befahl 1816 die Vollendung des Tempels im christkatholischen Sinn, bestimmte ihn für das Andenken der gemordeten Familie seines königlichen Vorgängers, gleichwohl glich 1821 das neue der heiligen Magdalene zugedachte Gotteshaus immer noch einer klassischen Ruine. So schritt der Bau bis 1830 fort; die Julitage hemmten die Ausführung von Monumenten für die Glieder der vorigen Dynastie; nun steht er da, von außen in würdiger Vollendung; achtzehn 72 Fuß hohe Säulen korinthischer Ordnung auf den Längenseiten, 8 in der Fronte, die gegen den Obeliskenplatz gerichtet ist, tragen das Dach, durch welches das Licht in den innern Raum fällt; dieser aber — harrt noch der Vollendung, und wer weiß, welchen Zwecken er noch dienen muß, und ob die heilige Magdalene dieß schöne Haus behält? —

Durch die R. Royale wandte ich mich dem umfangreichen Platz zu, der auch seinen Namen öfter wechseln muß. Mitten auf ihm fiel Louis XVI. Haupt; man

hatte zum schauderhaftesten Verbrechen, zum Mord eines Königs, den schönsten Raum erwählt, den Paris darbot. Von der Madeleine kommend, deren herrliche mit einem Relief gezierte Façade im Rücken, hat man auf der Mitte des Platzes zur Linken den Tuillerien-Garten, vor sich die statuengezierte Brücke Louis XVI. hinter welcher sich stolzprangend das **Palais du Corps**, die Deputirtenkammer mit ihrer hohen Treppe, ihren Bildsäulen und ihrer Freiheitsfahne erhebt. Zur Rechten aber ladet der künstliche Wald, der den elysäischen Feldern erquickenden Schatten giebt, in seine Frische und zu den Erfrischungen seiner zahlreichen Speisehäuser. In der Ferne hebt sich, den Horizont begrenzend, auf seinem Berg der Triumphbogen des Sterns. — Hier sind in tiefer liegenden von Mauern eingeschlossenen Räumen noch Spuren alter Wallgräben ersichtlich, kleine Gärtchen und Häuserchen liegen darin ganz traulich, ihre Mandel-, Pfirsich- und Kirschbäume standen in voller junger Blüthenpracht; eine kleine Menagerie lockte zahlreiche müssige Jugend herbei, die am Anblick der mancherlei da verkäuflichen Thiere sich ergötzte. Die Bäume der elysäischen Felder grünten zwar noch nicht, aber sie knospeten doch, und verhießen den guten Parisern zu ihren drei Farben noch eine vierte, friedliche, das holde Grün, wiewohl sie auch dieses schon einmal als Auf-

ruhrfarbe auf ihre Hüte und Mützen gesteckt, und zwar damals, als Camille Desmoulins, der feurige Advokat, sie im Palais Royal enthusiasmirte. Wie gesagt, die Bäume grünten noch nicht, aber freundlich einladende Lauben nahe bei Cafés und Restaurationen standen schon im frischen maigrünen Laubschmuck, obgleich erst der erste April war; ich nahm zur beschaulichen Betrachtung meinen Sitz in einer dieser Lauben ein, und ließ einige der großen Episoden aus der Geschichte der Weltstadt an meinem Geist flüchtig vorüberziehen. Diese Felder lagen einst fern von der Stadt, Gärten und Landhäuser bedeckten den weiten Raum, den sie einnehmen. Maria von Medicis begann zuerst hier größere Anlagen, indem sie mehre der vereinzelten Grundstücke erwarb und vereinigte, und am Seineufer hin den schönen Cours de la Reine anlegte. In der Nähe lag das Palais de l'Elisée Bourbon, nicht mit dem P. Bourbon, der jetzigen Deputirtenkammer zu verwechseln; damals war noch keine Brücke über die Seine hier vorhanden, und der Platz Louis XV. hieß Place du pont Tournant. Jenes Palais gab an die Felder seinen elysischen Namen ab, als es ein Eigenthum der Frau von Pompadour wurde, die den größten Theil der Bäume pflanzen und die Kaffeehäuser und Schenken erbauen ließ. Hier promenirte nun lange Zeit, wie jetzt nur zur Zeit der Wallfahrt nach der Abtei

Longchamp, (zu welcher ich leider zu früh gekommen,) ausschließlich die vornehme Welt, und belustigte sich auf jegliche Weise, jetzt sind die Felder nur der Volksfreudentummelplatz an Sommersonntagen, und das sind sie erst durch Napoleon geworden; durch ihn, der mit der äußern Kopfbildung eines Römerkaisers auch den Geist der alten Imperatoren verband. Er ordnete Soldaten-, ordnete Volksfeste in den elys. Feldern an, und die Freude jeglicher Art schlug dort ihre Tempel, ihre Arenen, ihre Zelte auf. Indeß auch dieß währte nicht lange; es kam eine Zeit, wo ganz andre Völker, die von keinem Elysium wußten, in den elysäischen Feldern hausten, Männer vom Don und Ural, langbärtig, hungrig, durstig; sie verbrannten Büsche und Bäume in Wachtfeuern, befeuerten sich selbst durch Frankreichs edle Weine, und nahmen überhaupt, gutmüthige Sieger, für lieb alles was sie fanden. Und wieder kam eine Zeit, wo viele Góddams durch diese Baumhallen schallten. Engländer und Preußen bivuakirten und paradirten in diesen Feldern. Nun ist das alles überstanden und vorbei. Die Wirthe ziehen friedlich ihren Gewinn, ungestört wandelt die Polichinellbude mit ihrem schwirrenden Gekreisch und derben Spaß, vom Schweif jauchzender Jugend gefolgt, umher, und wählt bald da bald dort den Stand, und die Charaoche zieht zur Longchampspromenade den gan-

zen endlosen Schweif der eleganten Welt hindurch, einen Kometen — ohne Kern.

Ich ging bis hinauf zum Arc de l'Etoile; er steht noch in Baugerüsten, und um ihn zu besteigen, bedarf man einer Erlaubnißkarte vom Ministerium des Innern. Dieser mächtige und schöne Triumphbogen liegt an der Barrière von Neuilly, wurde 1808 von der Stadt Paris als Andenken an die glorreichen Siege über Rußland und Oestreich begonnen, und — zeigt, wie mißlich es ist, die Vollendung von Bauwerken, die Siegeserinnerungen geweiht sind, allzulange zu verzögern. Die Aussicht von der Höhe des Sternbogens ist reizend. Man sieht Paris ausgebreitet vor sich liegen, und rings ein, mit unzähligen Ortschaften geschmücktes, Panorama.

Zurückgekehrt bis in die Nähe des Pont Louis XVI. erkundigte ich mich nach einem Gegenstand, den zu sehen, ich das größte Verlangen trug, nach dem Obelisken von Luxor. Ich sah ihn nicht. Der Monolith aus der Zeit der Pharaonen mit seinen Hieroglyphen und Hundsaffenbildern, den Napoleon fand und für Paris erkor, den nach des Kaisers Sturz erst Frankreich, Europa, erwarb, dessen Herbeischaffung so unendliche Mühe wie unendliche Kosten verursacht hatte, lag, nahe der Brücke, am Quai, in einem über ihn

gebauten Bretterhaus, ohne Thür, so daß niemand ihn sehen konnte, auch nicht für Geld, und die Rede ging, man sei doch noch nicht recht einig, wohin man ihn stellen sollte. Komisch ist es, in einem Buch über Paris zu lesen: „Der Obelisk hat nun die Bestimmung erhalten, die ein Trauerdenkmal zu Ehren Ludwigs **XVI.** erhalten sollte. Er wurde auf der Stelle errichtet, wo der unglücklche König fiel ꝛc.“ Während der Obelisk noch ruhig und unsichtbar, wer weiß wie lange, in seinem Brettergehäuse liegt.

Von da wandte ich mich über die Brücke Louis **XVI.**, auch **P. de la Concorde**, die mit den 12 kolossalen Statuen von Suffren, Tourville, Colbert, Suger, Bayard und Turenne zur Rechten, und Condé, Duguesclin, Richelieu, Duquesne, Duquay und Trouin zur Linken geziert, und aus den Steinen der Bastille erbaut ist, und besah das grandiose Gebäude der **Chambre des Députés.**

Viel Schmuck und Bildwerk ist an diesem Palast angebracht, es ist unstreitig eines der schönsten und imposantesten von Frankreichs Hauptstadt. Die Säulenreihe, die Napoleon 1804 von Poyet errichten ließ, ist hundert Fuß breit, und correspondirt mit der herrlichen Façade der Madeleine. Vom alten Palais Bourbon, das jetzt nur ein Nebengebäude des Hauses der

Deputirtenkammer ist, gewahrt man nichts wenn man vor der mit den kolossalen Bildsäulen geschmückten Treppe steht. Im Giebelfeld der Hauptfaçade ist ein gutgedachtes Relief von Chaudel angebracht. Merkur, die Gerechtigkeit, der Friede, Herkules und der Ueberfluß huldigen dem Gesetz. Zu beiden Seiten der Treppe stehen Themis und Minerva. Der in Zeitblättern oft beschriebene halbrunde und amphitheatralische Saal faßt 500 Deputirte und nicht weniger Zuschauer; es zieren ihn die Statuen der Themis und Libertas, wie die Büste des jetzigen Königs.

Mitten auf der Brücke saß die Gestalt einer Frau; sie war in einen Mantel von lichtbrauner Farbe gehüllt; auf dem Schooß lag ihr schräg bis zum Hals eine Tafel mit einer bittenden Inschrift, diese verdeckte ihren ganzen Oberkörper bis zum Haupt. Ueber dieses hing ein schwarzer Schleier, und über dem ein Tuch von gleicher Farbe; ihr Gesicht zu sehen, war unmöglich. Ein kleiner Hund an einem Schnürchen, der aber aussah, wie eine junge ausgehungerte Hyäne, lag stumm neben ihr. Ein Gefäß, die Spenden der Vorübergehenden aufzunehmen, befand sich noch auf ihrem Schooß.

Regungslos saß sie, auch Füße und Hände sah man nicht. Und von dieser unheimlichen, seltsamen Gestalt wunderbar und erschüttert ergriffen, richtete ich eine Frage an sie. Da ging ein Zittern über alle Hüllen ihres Leibes, eine leise Bewegung, und es sprach unter dem Hut, dem Schleier und dem schwarzen Tuch ein Mund, den ich nicht sah, eine achklagende Stimme: „Gebt ein Almosen, gebt ein Almosen der Aermsten aller Armen!"

„Meinen Vater und Großvater habe ich unter der Guillotine bluten sehen, mein Gott, mein Gott, und ich lebe noch!"

„Meine Mutter ist in der Salpetriere in Ketten gestorben! Ich aber lebe noch."

„Meinen Bruder habe ich im Biçêtre an die Galeerensclavenkette schließen sehen; ich sah ihn davon führen — und lebe noch."

„Gebt ein Almosen, gebt ein Almosen der Aermsten aller Armen!"

„Ich war schön wie ein Engel, viele begehrten mich, einen liebte ich, dieser eine betrog mich, ich weiß, daß er seinen Lohn gefunden hat. Er ist todt und ich lebe noch."

„Einen Sohn habe ich geboren; ich liebte ihn, um seines Vaters Willen, und haßte ihn, um seines Va=

ters Willen, und da er aufwuchs, war keine Liebe zwischen uns, sondern nur Haß. Haß bis zum Verfluchen! Und ich habe ihn verflucht, und er hat mich verflucht, und darauf hat er sich hier, hier von dieser Brücke, wo ich sitze, in den Strom gestürzt. Er fand in den Wellen den gesuchten Tod, mein Gott, mein Gott, und ich lebe noch!"

„Ich habe mein Angesicht verhüllt, weil mir die Welt zu schwarz war, ja vor den Augen wurde es mir immer schwärzer — ich sehe Niemand mehr, ich habe Niemand mehr, aber mein Gott, ich lebe noch!"

„Ich habe nicht den Ort, mein Haupt zur Ruhe zu legen; ich schlafe in einem Schiff, oder spreche zur Nacht mit dem Gespenst meines todten Sohnes; er hat mich verflucht, und ich lebe noch!"

„Gebt ein Almosen, gebt ein Almosen der Aermsten aller Armen!"

„Ich bin eine Tochter ohne Aeltern, eine Schwester ohne Bruder, eine Frau ohne Gatten, eine Mutter ohne Kind, eine Bürgerin ohne Wohnung; ich wandle ohne Augen, ich rede und weiß nicht was, ich rede viel und verschweige noch mehr, ich schweige oft den ganzen Tag, und es vergeht mancher ganze Tag, ohne daß jemand mir ein Almosen gibt, und ich lebe noch, mein Gott, o mein Gott, ich lebe noch!"

„Ein Hund ist mein Führer, ein Hund ist mein Wächter, ein Hund ist meine Habe, er wird bald Hungers sterben, der kleine häßliche Jolie, ich aber lebe noch!“

„Gebt ein Almosen, gebt ein Almosen der Aermsten aller Armen!“

Ich gab, und ging. —

Am Ende des Quai der Tuillerien ist ein schöner Standpunkt, man sieht den Strom hinauf zum Pont Royal, über dem sich in weiter Ferne, den Horizont abgrenzend, die Notre-Dame-Thürme erheben, man überblickt einen Theil des Tuillerien-Gartens, neben dem zur Rechten die palastreiche Rue Rivoli hinläuft, den Quai d'Orsai und Q. de Voltaire am jenseitigen Ufer zieren Häuser von alter und neuer Form, Voltaires Haus lenkt schon des Namens wegen, den es führt, die Blicke auf sich. Hier sind viele Schiffe auf dem Strom, die zu Wasch- und auch zugleich zu Trockenplätzen dienen.

Der Garten der Tuillerien war nur erst von einzelnen Spaziergängern belebt, und die Stuhlvermiether machten noch keine glänzenden Geschäfte. Hier ist der

Sammelplatz der Kinderwelt, hierher bringen Ammen, Bonnen und Grisetten die fröhlichen Kleinen, die da harmlos spielen können, ohne Gefahr zu laufen, überritten und überfahren zu werden. Das Spiel des Seilschwingens, indem ein um den Körper im Takt geschwungenes Seil bei jedem Umschwung überhüpft wird, schien bei der kleinen Jugend sehr beliebt. Ich habe ihnen lange zugesehen; ein wehmüthiges Gefühl überwallte mich jedesmal, so oft ich auf meiner Reise Kinder sah; das Lächeln der Unschuld zaubert auch in verödete Herzen junge Frühlinge.

Wie das Palais Royal als Bazar ein immerwährender Sammelplatz der vornehmen Welt ist, so der Tuileriengarten als nächstgelegner Naturgenuß, wo man spatzieren geht und sitzt, die Zeitungen aller Welt ließt und sieht und gesehen wird, doch sah er auch Zeiten ernsterer Art. In der äußern Anlage hat er im Lauf zweier Jahrhunderte manche zeitgemäße Umformung erlitten, und sich von einem Tummelplatz der Gemeinheit der er nach der Revolution geworden, und von einem Versammlungsort aller Politiker in der sturmvollen Revolutionszeit, zu einer äußerst geschmackvollen Anlage erhoben, in welcher jetzt der Ton der feinen Gesellschaft herrscht; kein Mirabeau und kein Maury donnern jetzt im Volksgedräng ihre feurigen Reden für oder gegen

das Königthum, die überrasche Julirevolution berührte den Garten gar nicht, und er prangt ruhig mit seinen von der beau monde bevölkerten Allées des Feuillades et des Oranges im Sonnenschein des milden Juste milieu.

Der kunstliebende Spaziergänger versäume nicht über dem Anblick des mächtig großen, aber äußerlich nicht schönen Schlosses der Tuillerien und seiner Umgebung, den Statuen von Bronze und Marmor die im Garten stehen, seine Aufmerksamkeit zu würdigen. Es sind Kunstwerke darunter, die jedem Museum zur Zierde gereichen würden. Das Palais der Tuillerien, das seinen Namen von einer großen Ziegelbrennerei herleitet, die früher an seiner Stelle sich befand, und diesen Namen merkwürdigerweise unter allen Dynastien beibehielt, während so viele Namen in Paris wechselten, habe ich im Innern nicht gesehen; nicht den Saal, wo die hundert Schweizer treue Wache hielten, nicht den Saal der Marschälle Napoleons, nicht den Saal des Friedens mit der silbernen Bildsäule dieser völkerbeglückenden Göttin. Ebenso ließ ich unbesehen die Appartements der Frau Herzogin von Berry im Pavillon Marsan, die Karl X. im Pavillon Flore, den einst auch der Papst Pius bewohnte, und die übrigen zahllosen Säle, Zimmer und Kabinete. Dergleichen ermüdet meist, ohne zu befriedi-

gen, die Verschwendung aller möglichen Luxuspracht, wie blendend sie auch strahle, kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie vergänglich ist, und daß immer in Paris der Tag und die Nacht kommen kann, wo wieder das Volk in den goldnen Sälen der Bourbonen in goldner Freiheit schwelgt, und vielleicht das jüngste Bild des jüngsten Herrschers zum Fenster hinauswirft, und Gott weiß was vielleicht hintendrein.

An die Tuillerien ist die lange Gallerie des Louvre, welche die Gemäldesammlung enthält, angebaut. Von allen den herrlichen Gemälden daselbst sah ich keins, denn es war die Zeit der Exposition, während welcher man die alten Gemälde von Rafael und andern besten Meistern mit Bretern zuschlägt, und auf diese Breter die neuen zur Ausstellung gegebenen Bilder hängt. Es kommt einem ganz befremdlich vor, daß Paris keinen andern Raum hat zu einer Ausstellung der Künstler Frankreichs, und daß eine Maaßregel ergriffen werden muß zu Gunsten der neuen Bilder, die auf die alten und ihre Rahmen durch Staub und Erschütterung nur verderblich wirken muß. Ich komme später auf die Ausstellung zu sprechen.

Den beiden großen Palästen, den Tuillerien und dem Louvre mangelt noch, ohngeachtet ihr Totalanblick imposant ist, jene Harmonie der Architektonik, die allein wohlgefällig wirkt, doch wurde in neuern Zeiten schon erstaunlich viel gewonnen und vorbereitet, so daß einst, wenn Paris Ruhe und Frieden behält, alles sich zu einem schönen und großartigen Ganzen ordnen kann. Auf alten Planen sieht man noch in der Nähe und dicht am Louvre ganze Quartiere und Straßen, die jetzt verschwunden sind, *) nur hier und da stehen noch, ein unerfreulicher Anblick, Häuser, an denen andre weggebrochen wurden, da sieht man nun kahle Wände mit Schornsteinzügen hoch in die Luft emporstarren, bis zum Giebel ohne Fenster, voller Ecken und Unregelmäßigkeiten, denn bei den französischen Privatbauten richtet man mehr Augenmerk auf den praktischen Nutzen, als auf das äußerlich Schöne und Gefällige, ohne, wie bei uns, beide Zwecke zu vereinen zu suchen. Braucht der Bürger eine Kammer mehr, so sieht er, wo er sie irgend noch anbringt, sollte sie auch in die Luft hinausragen, und als Dachnase an die des Nachbars anstoßen.

Napoleon und die spätern Herrscher haben Zeit,

*) Einen Theil der ehemaligen R. Nicaise zerstörte die Höllenmaschiene im Jahr 1800.

Geld und Geduld erschöpft, Harmonie in die Verbindung der Tuillerien mit dem Louvre durch lange Seitenflügel zu bringen, es ist ihnen allen noch nicht ganz gelungen, kaum daß der Karrouselplatz rein, sauber und eben erscheint, um die Militärparaden mit Anstand halten zu können.

IV.

Rechts von der Mitte des Tuilleriengartens aus blickt man in die R. Castiglione, wo sich die Vendomesäule dem Auge darstellt. Der Platz, auf dem sie steht, ein Quadrat mit eingeschobenen Ecken, ist groß und geräumig, und seine Häuser bilden eine würdige Umgebung des herrlichen Monuments. Früher stand eine Bronzestatue Louis XIV. im griechischen Kostüm, und in einer französischen Perrücke, dort, der man eines Tages einen Bettlersack über die Schulter hing. Am 10. Aug. 1792 zerstörte das Volk die Bildsäule, und errichtete einen Freiheitsbaum an ihrer Stelle. Napoleon, in seinem stolzen Römersinn, errichtete 1806 die jetzige Säule nach dem Vorbild der Trajanssäule zu Rom; sie hält 12 Fuß im Durchmesser, und 135 Fuß Höhe; Bronzereliefs, die Schlachten und Siegesbilder darstellen, winden sich spiralförmig aufwärts. 1200 er=

oberte Kanonen wurden dazu verwendet. Man steigt gegen eine geringe Abgabe mit einer Laterne in der Säule empor, und gelangt auf eine schmale Gallerie, auf welcher man zu den Füßen der Bildsäule Napoleons steht.

Einst stand Napoleon im Imperatorenschmuck auf der Colonne, wie es zur Säule paßte; dieß Standbild wurde im Jubel über die Siege der Alliirten und die Wiedereinsetzung der Bourbonen mit Stricken herabgerissen, empfing vom nichtsnutzigen Pöbel Ohrfeigen und wurde durch eine unschuldfarbige Fahne ersetzt. Die Säule ließ man glücklicherweise stehen; man wollte nicht die Erinnerung an die Siege tilgen, nur die an den, der sie erfochten hatte. Es war damals etwas kindisches um den Jubel der Pariser, doch im Jahr 1830 sprachen sie sich mündig, und die weiße Fahne wurde in eine dreifarbige umgewandelt. Ein neues Standbild Napoleons, im gewöhnlichen Ueberrock, den bekannten Hut auf dem Haupt, eine Hand in der Weste, das Fernrohr in der nachlässig herabgesunkenen Rechten, steht er ruhig, nachdenkend oben, und überschaut sein Paris.

Niemand wird ohne Gefühle des tiefsten Ernstes dort oben stehen, und das Bild des M a n n e s betrachten. Die Zeiten einseitiger Bewunderung und blöden

Hasses Napoleons sind vorüber, der Held unsers Jahrhunderts gehört der Geschichte an, er wird Frankreichs Heiliger bleiben im Geist der neuen Zeit, er lebte für Frankreich und litt sein Martyrum um Frankreich. Wir Deutsche haben nicht Ursache, ihn zu lieben, er gab uns keine dazu, ein schmerzliches Bewundern werden wir ihm nie versagen können. Er unterdrückte uns, er rollte mit dem Donner seines Siegeswagens über unser Land und unsre Leiber, wir waren Frankreichs Knechte geworden, er fand sein Ziel, sein Frankreich verrieth ihn, es verläugnete und tödtete seinen Gott, und hoffte dann dessen Auferstehung. Napoleon war kein Messias. Der alte Gott, der im Himmel und auf Erden lebt, und die Schicksale der Völker in seiner Hand hält, der den Fürsten den Muth nimmt und schrecklich ist unter den Königen auf Erden — der alte ewige Gott gebe, daß wir nie wieder Frankreichs Knechte, und daß wir nie wieder Frankreichs Affen werden. —

Die Aussicht von der Gallerie der Colonne auf die Stadt ist nicht minder reizend, als von verschiedenen andern erhabenen Standpunkten, und hat ihre besondere eigenthümliche Schönheit. Die R. de la Paix und R. de la Jaix de Castiglione durchschneiden in gerader Linie den Platz, und bilden eine direkte Verbin-

dung des Tuillerienpostens mit dem Boulevard der Capuziner. Nach Norden liegt groß und nahe der Montmartre, nordöstlich erblickt man den Père Lachaise, im Osten ruht die altergraue Herrlichkeit der Notre-Dame. Gen Süden blickt man über die Tuillerieen und ihre Umgebung hin, auch etwas freies Feld wird im Südwest und im Westen sichtbar. Herrlich, wie der Minerventempel auf der Akropolis zu Athen, ragt die Madeleine empor, und wer könnte alle die imposanten Einzelgebäude anführen, die das unübersehbare Häusermeer überragen, und die man von dieser schwindelerregenden Höhe übersehen kann?

Still stieg ich herab, und dachte in dem dunkeln Schneckentreppengang an den Mann da droben, der auch von der schwindelnden Höhe seines Glückes still herabzusteigen gezwungen ward.

Auch das Fußgestell der Colonne ist mit Basreliefs geziert, Katapulten, Widder und ähnliche Belagerungsmaschienen der Alten darstellend, an jeder Ecke sitzt ein 500 Pfund schwerer Adler. Die Vorderseite des Postaments trägt die Aufschrift:

Neapolio. Imp. Aug.

Monumentum belli germanici

Anno MDCCCV.

Die Säule erhielt so eben ein neues Fußgestell, bestehend aus Granit aus der Wiege des Schlachtentitonen aus Corsica.

Vergebens wäre es, das Andenken an Napoleon tilgen zu wollen: Geschehenes ist nicht vergessen zu machen, so wenig wie ungeschehen. In allen Läden sind auf tausendfache Weise Erinnerungen an den Mann auf- und ausgestellt. Bilder in Oel, Stahl-, Kupfer- und Steinstich, in Bronze und Eisen, von Glas, Elfenbein, Porzellain, Gips, Stein rc., stellen ihn dar in allen Verhältnissen seines Lebens, in allen Größen. Namentlich hat eine Bronzehandlung in der R. Richelieu das Ausgezeichnetste dieser Art, so Napoleons Todtenmaske, so eine ganz treue Copie der Colonne einige Fuß hoch. Napoleons Apotheose erneut sich täglich, der große Sohn der Zeit wird in tausend Bilderwerken wiedergeboren, und vergebens würde der junonische Zorn der Royalisten ein Hithyia suchen, diese Geburt des Herakles zu hindern. Napoleon hat sich ein tausendjähriges Reich gegründet, das fortbesteht und fortlebt in dem begeisterten Andenken an ihn, er ist schon jetzt ein mythischer Heros geworden, und

das, was er für Frankreich, für Paris gethan, abgesehen von seinem Kriegergeist, seiner Welteroberungssucht, sichert ihm dieses Andenken Unsterblichkeit. Fürwahr, Frankreich hat ihm schlecht gedankt, schlecht gelohnt dafür, daß er es auf den Gipfel aller Größe zu erheben strebte, und in seiner Hauptstadt den geraubten Kunstreichthum von halb Europa zusammenhäufte.

Jetzt scheint es — zu spät — die versäumte Liebe und Dankbarkeit nachholen zu wollen, aber sie kann sich nun zu nichts weiter, als zu einem Bilderdienst erheben, der todte Gott wird zum Götzen, zum Feetisch — und um das eherne Bild auf der Colonne klirrt die Wage der ewigen Gerechtigkeit.

Mit einem biedern Landsmanne, den unverdient erlittene Kränkungen und Zurücksetzungen genöthigt hatten, aus dem Heer eines deutschen Bundesstaates, dem er zwanzig Jahre treu gedient, für den er gefochten und geblutet, zu scheiden, und der nun in Paris wissenschaftlichen Beschäftigungen obliegt, ging ich, um Dr. Spazier aufzusuchen, den ich einmal in Leipzig sprach, hauptsächlich, um zu sehen, wie ein deutscher

Bayerische Staatsbibliothek München

Journalist in Paris lebt, denn wie die deutschen Journalisten leben, kenne ich zur Genüge. Wir trafen den talentreichen Geschichtschreiber der polnischen Revolution nicht zu Hause, und ich dachte nicht weiter an diesen verfehlten Gang. Am andern Tage erfuhr ich, daß bereits auf diplomatischem Weg die Nachricht, daß ich mit meinem als unzufrieden bezeichneten Landsmann, den Redakteur der Revue du Nord, habe besuchen wollen, nach einer berühmten deutschen Hauptstadt abgesandt sey. Obwohl ich noch heute geneigt bin, diese Kunde für die scherzhafte Erfindung eines Freundes zu halten, so gibt die Erinnerung daran mir doch Gelegenheit, hier der Pariser Polizei zu gedenken.

Dieses Institut — womit ist es zu vergleichen? Es ist ein unsichtbares dichtes Spinngewebe, mit vielen tausend Anknüpfungspunkten, das über ganz Paris gezogen ist; man kann ruhig unter ihm wandeln, man sieht es nicht, ahnet es nicht, aber ein verdächtiger, zumal politisch verdächtiger Gang, und am Spinnfaden über dem Haupt hängt das Schwert. Die Polizei zu Paris besoldet 4000 Spione; diese haben ihre Augen, ihre Ohren, ihre Spürnasen überall; eumenidengleich heften sie sich an die Fersen des Verdächtigen, leise umgarnen sie ihn, und ehe er sich's versieht, steht er vor dem Tribunal. Es ist anzunehmen, daß jeder Commis-

sionair, jeder Portier ein, von der Polizei, besoldeter Mouchard ist, denn diese Menschen sind am geeignetsten zu solchem Gewerbe. Der Portier weiß, wer im Hause wohnt, weiß wer ein- und ausgeht, welche Besuche Monsieur N. N. erhält, weiß, welche Journale er bekommt, welche Briefe er empfängt, und woher? Alles geht durch seine Hände, denn in Paris haben die Briefträger keine Zeit, wie bei den deutschen Privaten, den Empfänger persönlich aufzusuchen. Der Commissionair aber besorgt Briefe, Einladungen u. dgl.; und niemand wehrt ihm, nachzuschleichen und zu sehen, welche Häuser Monsieur N. N. besucht. Weiter braucht er nichts zu wissen, denn in den Häusern finden sich dann schon die nöthigen Mouchards, die den Faden da aufnehmen, wo er ihn fallen läßt.

Darum hat man sich, wenn man nicht in unangenehme Beziehungen zur Polizei kommen will, zu hüten, irgend an einem öffentlichen Ort Meinungen zu äußern, oder viel mit Verdächtigen zu verkehren. Verdächtige sind ein für allemal: Flüchtlinge, die in Paris Schutz suchen; Menschen, deren Einkommen nicht bestimmt und erwiesen ist; Schriftsteller, die für Journale liefern; Personen, die häufig Klubbs besuchen und Umgang haben mit den Häuptern der politischen Partheien.

Die würdigen Glieder, deren sich die Pariser Polizei

zur Erreichung ihrer menschenfreundlichen Zwecke bedient, sind größtentheils ehemalige Galeerensklaven, Räuber und Mörder, alte Soldaten, kurz Menschen, die, weil sie auf keinerlei Weise befähigt sind, der Menschheit zu nützen, zweckmäßig beschäftigt werden, ihr zu schaden, und sie zu verderben. Denn was gewinnt durch das verabscheuungswürdige Spioniersystem die Stadt, der Staat, die Gesellschaft? Mindert es etwa die schauderhaften Verbrechen, die in Paris fast täglich begangen werden, hindert es solche? Man denke an Roncier, an Fieschi! Sollte man nicht meinen, die Polizei, da sie doch für allwissend gilt, warte ruhig die Schandthaten ab, und setze ihren Triumph nur darein, der Schuldigen habhaft zu werden, nicht Verbrechen zu verhüten und zu verhindern! Dadurch aber, daß sie diese große Aufgabe nicht erfüllt, den Staat so wenig schützt wie den Einzelnen, daß sie Gauner und Verbrecher in ihrem Dienste hat, und durch das Spionenwesen Tausende demoralisirt und auf die verächtlichste Stufe des Erwerbs stellt, wird sie selbst zur Höllenmaschine, die feindlich und heimlich gegen die Menschheit gerichtet ist.

Einigemal, wenn man es nicht täglich will und kann, muß man bei nur kurzem Aufenthalt in Paris in einem der berühmtesten Speisehäuser essen. Wir thaten es eines Tages im **Rocher de Cancal** bei Borrel. Wäre ich ein Gourmand, so würde ich hier Gelegenheit haben, in der Erinnerung gehabter Genüsse zu schwelgen, aber ich finde, daß ich alles vergessen, was ich damals gegessen habe, mit Ausnahme zarter grüner Austern von ganz besonderer Güte. Nur der Speisezettel, in Imperialfolio, bildet ein Blatt im Album der Reminiszenz. Er enthält in vier langen Kolumnen an 400 verschiedne Artikel, Austern, Suppen, Beiessen, Rindfleisch auf allerlei Weise, Kälbernes, wie man in Bayern sagt, Hammelfleisch, Geflügel, Wildpret, Fische, warm und kalt, Krabben und Krebse, Braten aller Art, Zwischengerichte und Deserts. Der Weine und Liqueurs nicht zu gedenken. Da stehen Gerichte, von denen unsre deutschen Wirthe und ihre Köche keine Ahnung haben, und eine solche Speisekarte erfordert in Wahrheit ein besonderes Studium, und manche Vorkenntniß, um verstanden zu werden.

Nach dem Diner gingen wir in das Theater Français im Palais Royal. Es war „Ludwig **XI.**" von Delavigne angekündigt, und mich verlangte sehr, ein Stück eines neuern französischen Dichters von Ruf zu sehen.

Ein kleines unbedeutendes Stück: „Mari et l'amant" war schon vorüber, als wir eintraten in das geräumige Haus, welches das Publikum des regime ancien, das klassische, besetzt hielt. Mit großer Achtung und großer Erwartung gesellte ich mich zu diesem Publikum; ich war dem Thron der tragischen Muse nahe, hier trat der dramatische Ruhm Frankreichs an das Licht der Welt. Molliere verließ seine Bude, auf der er mit einer Bande 10 Jahre lang gespielt, und diese war glücklich, sich „königliche Truppe" nennen zu dürfen; heutzutage vermerken es unsre ambulanten Künstlervereine gewaltig übel, und halten sich für beschimpft, wenn man von ihnen als einer Truppe spricht. Zu den Zeiten des Dichters vom Tartuffe wurden die Damenrollen noch von Männern gespielt, aber das Theater Français war gegründet und in ihm blühten nun und blühen noch die Stücke von Corneille, Molliere, Racine und Voltaire unsterblich fort. Die größten dramatischen Künstler und Künstlerinnen, ein Lekain, ein Talma, eine Demoiselle Klairon, Duchesnoi und Mars erndteten unsterblichen Ruhm, und die letzte steht noch, von den Göttern mit ewiger Jugend gesegnet, eine Zeugin vergangener Herrlichkeit, von wohlverdienten Lorbeern bekränzt, vor der nicht mehr klassischen Gegenwart. Die Zeit schreitet unaufhaltsam fort, auch das Theater

Français wird sich, wenn auch allmählig, ihren Anforderungen fügen, und vielleicht am ersten dazu beitragen, die beiden feindlichen Partheien, die klassische und die romantische, zu vereinen. Dahin deutete schon die Ankündigung eines Stückes von Delavigne; aber die alten Penaten des Hauses zürnten der Neuerung, eine Hauptdarstellerin erkrankte, und als das ernste Publikum lange genug auf das Aufsteigen des Vorhangs gewartet, wurde ihm dieses Ereigniß und zugleich als Ersatz der Brittanikus von Racine verkündet. Es währte furchtbar lange, bevor das Arrangement getroffen war, und das Stück begann. Das Publikum harrte geduldig, und pfiff nur wenig. Ich hielt nur einige Scenen des Brittanikus aus, das hohle Pathos der Darsteller, die langsam gesprochenen schrecklichen Alexandriner, die tödtende Monotonie des klassischen Stücks trieben mich von dannen. Es war mir lieb, die so berühmte Bühne gesehen zu haben, die erste in Paris, der Zeit, wie dem Range nach, auf der Talma glänzte, auf der sich die Kunst in der Wiege schaukelte, auf der sie zum Heros erwuchs. Schwerlich werden jemals wieder die Logen des Theater Français den Glanz so berühmter Namen vereinen, als in der Kaiserzeit.

Ich hielt mich diesmal im Palais Royal nicht weiter auf, sondern ging geruhig meine mir nun schon

wohlbekannte R. Richelieu entlang nach Hause, und dachte über das französische Bühnenwesen wie es in Paris an der Tagesordnung ist, nach, das sich von dem deutschen so himmelweit unterscheidet. Wie auf der Welt=, so ist auch auf der Breterbühne zu Paris ein stürmischer Wechsel, es entstehen und verschwinden Theater, man kämpft und ringt, man opfert sich auf, man spart und verschwendet, man diplomatisirt und intriguirt, und es ist wahrhaftig nicht ohne Belehrung, einen Blick auf die Geschichte der Bühne zu werfen, ist doch diese letztere ein treuer Spiegel des beengten Lebens, sagt man doch von ihren Bretern, daß sie die Welt bedeuten. Schon im 13. Jahrhundert führte man in Paris Mysterien auf, ja weit früher, bereits unter Karl dem Großen, gab es scenische Darsteller, denen das Tragen geistlicher Gewänder verboten wurde. Im Jahre 1380 bildete sich in Paris die Confrerie de la Passion für Darstellung religiöser, aber auch weltlicher Dramen; 1450 kamen die sogenannten Moralitäten auf, diesen untermischten sich die Farçen und Sottisen, von sot oder prince de sot, dem derben wahrheitliebenden Lustigmacher, bis der Dichter Jodelle durch seinen Eugene, ou la Rencontre den verdorbenen Geschmack veredelte, und durch Mairets Sophonisbe die tragische Muse zuerst würdigen Haltpunkt gewann. Von nun an

ging ein Stern nach dem andern am dramatischen Himmel auf, Scarron, Corneille und die andern bekannten Klassiker. Die gesangkundigen Italiener wanderten ein, man theilte die Stücke in allerlei unnöthige Klassen, wie **Commedie d'Intrigues**, **de Caracteres**, **Haut-comique**, **Bas-comique**, **Commedie heroiques**, **pastorale**, **Larmoyante**, **Ballet etc. etc.** Es gab **Drames** und **Demidrames**, wie es Franks und Demifranks gibt u. s. f. Man könnte ein großes Buch davon schreiben. Ein Theater nach dem andern erhob sich, sie rivalisirten mit einander im Großen, wie ihre Helden und Heldinnen, Sänger und Sängerinnen im Kleinen, oft flüchtete die arme hülflose Kunst von einem Haus, von einem Saale zum andern, nur wenige blieben, wie das Theater Français und die königl. Akademie der Musik, in ernster und würdiger Haltung und auf der Stufe der Achtung des feinern Publikums, denn die italienische Oper, die den würdigsten unbedingt zuzuzählen ist, besteht in ihrer jetzigen glanzvollen Einrichtung erst seit dem Jahre 1825. Sie hat auch, was allen andern Bühnen ohne Ausnahme fehlt, ein gutes Repertoir, denn die andern sind gewohnt, wenn sie ein neues Stück haben, dieses Abend für Abend zu geben, bis kein Mensch es mehr ansehen mag, oder bis der für diese Bühne engagirte Autor wieder ein neues

Stück fertig hat. Daher erleben die Stücke in Paris so viele Darstellungen, und daher werden die dramatischen Schriftsteller dort reich.

Dem großen Bibliothekgebäude gegenüber lag ein geräumiger Platz ganz mit Quadersteinen, Bauschutt und Trümmern bedeckt; ich stand lange schweigend und sinnend dort; auch dort war einst ein Tempel der Freude, der Kunst, der Musen: das Theatre Louvois, oder Theatre des Arts. Dort fiel am 13. Februar 1820 der Herzog von Berry. Das Haus wurde demolirt, eine Kapelle erstand aus seinen Trümmern zum Andenken des Ermordeten. Die Juli-Revolution warf die Kapelle wieder in Trümmern — und nun? — Ich habe nicht erfahren können, was aus der Ruine, die den ganzen Platz bedeckt, werden soll.

Weiter die R. Richelieu hinauf, da, wo man durch eine schöne breite Straße gerade auf das Börsengebäude sieht, lag früher der berühmte Salle Feydeau, die alte Opera comique, dort war der Schauplatz von Opern, die uns noch heute entzücken, dort feierten Gretry, Mehül, Boyeldieu und Auber ihre ersten Triumphe; vorbei — vorbei! Keine Spur mehr von dem Haus und seinen Umgebungen, wer dort noch vor drei Jahren die Dame blanche sah, findet jetzt nur eine Rue blanche,

weiter nichts, und die komische Oper schlug auf dem Börsenplatz ihr wanderndes Nomadenzelt auf.

Durch Gefälligkeit eines Banquierhauses erhielt ich eine Erlaubnißkarte zugesandt, der Prüfung der Taubstummen beizuwohnen, die jeden Monat einmal öffentlich stattfindet. Der Saal war gedrängt voll; der Lehrer legte je drei Schülern Fragen vor, deren Beantwortung diese an große schwarze Tafeln schrieben. Die Prüfung an sich ist ein Schauspiel, dessen Acteurs stumm und taub sind, aber jeder Akt solcher und ähnlicher Ausstellung lockt in Paris zahlreiche Zuschauer an.

Die jungen Schüler, alle gut gekleidet und von gesundem Aussehen, verkaufen allerlei gedrechselte Waaren, angeblich Werke ihrer Hände, und ein kleines Heftchen, das die Bildnisse des Abbés de l'Epée, des Abbés Sicard, und der berühmten Taubstummen Massieu und le Clerc enthält, dann den Unterschied zwischen den beiden erstgenannten, dem Erfinder des methodischen Taubstummen-Unterrichts und seinem ersten Nachfolger; eine verneinende Beantwortung der Frage: ob die Taubstummen sich unglücklich fühlen? und eine Anweisung zu Erlernung der Fingersprache, wie sie in der Pariser **Ecole des Sourds-Muets** gelehrt und geübt wird,

die durch Abbildungen erläutert ist. Dieses königliche Institut in seinem Aeußern und Innern zu sehen, ist wichtiger und anziehender, als der Anblick einer Prüfung; solche rühmliche Sorgfalt für einen Theil der leidenden und hülflosen Menschheit flößt Achtung und Bewunderung ein, und man kann, von dieser durchdrungen, dem Direktorium schon etwas Ostentation zu Gute halten, die einmal das unveräußerliche Erbtheil der Franzosen, zumal der Pariser, ist.

Von der Ecole des Sourds-Muets brauchte ich nur die R. St. Jacques entlang zu gehen, um auf den schönen Platz des Pantheon zu gelangen, das nicht unbesehen bleiben durfte.

Das Pantheon hat in vierzig Jahren viermal seine Bestimmung gewechselt. Unter Louis XV. begonnen, und zum Tempel der heiligen Genovefa, der Patronin von Paris, bestimmt, und zwar auf dem Hügel, auf welchen St. Deys die erste Christenkirche in Frankreich baute, war das imposante und wahrhaft würdige Gebäude noch nicht zur Vollendung gediehen, als die Revolution es Pantheon nannte, und zu einem Grabdenkmal der größten Männer Frankreichs bestimmte. „Aux grands hommes, la patrie reconnaisante," so

lautete die Ueberschrift des Portals, und das Gewölb nahm die Asche Marats und Pelletiers auf, ebenso die Voltaires und Rousseaus, wie die des Architekten Luff-lot, Erbauers des Pantheon. Nach der Restauration wollten die frommen Bourbonen nichts wissen von heidnischen Namen und großen Männern, und die neue Inschrift hieß: **D. O. M. sub invoc. S. Genovevae Ludov. XV. dicavit, Ludov. XVIII. restituit.** Dann kam die Revolution, entsetzte die Heilige, stellte eine hölzerne Freiheitsgöttin auf die Kugel der Kuppel, die der Wind 1832 herunterwarf, und nun wurde die Genovefenkirche wieder Pantheon.

Ich habe es mit Bewunderung gesehen. Der majestätische Bau, im Allgemeinen der Peterskirche zu Rom nachgeahmt, nur kleiner und einfacher wie diese, ist einer der Herrlichsten neuerer Zeit. Diese Riesenkuppel überragt ganz Paris, sie ruht auf freistehenden korinthischen Säulen, das Innere bildet ein 340 Fuß langes griechisches Kreuz. In der Mitte erhebt sich zu einer Höhe von 170 Fuß das Kuppelgewölbe. Bronzene Tafeln tragen die Namen der in den Julitagen Gefallenen. Ich stieg zur Kuppel hinauf; sie trägt ein Bild von Gros, das schon allein hinreichend ist, diesem Maler dauernden Ruhm zu sichern. Ein Frescobild, das 3256 Quadratfuß umfaßt. Man sieht darauf die

heilige Genovefa und den heiligen Ludwig, Clodwig und Carl den Großen, Ludwig den **XVI.** und Ludwig den **XVIII.**, wobei man an die Frage denken muß: Wie kommt Saul unter die Propheten? Dieser berühmte Maler Gros hat sich selbst entleibt, er ist ein Opfer jener Schmähsucht geworden, die seinen wohlerworbenen alten Ruhm mit Füßen trat und dem Volke seine neuen Mängel zeigte. Er fühlte, und es wurde ihm zu oft und zu frech gesagt, daß er seinen Ruhm überlebe, und das wollte er nicht, und starb.

Oben in der Laterne über der Kuppel hat man die Seine 500 Fuß tief unter sich, und eine Aussicht, die der in diesen Blättern von andern Höhenpunkten aus geschilderten in nichts nachsteht, ja manche dadurch übertrifft, daß man vom Pantheon aus heitere Hinabsichten in das ausgedehnte Gebiet des Gartens vom Luxembourg und in den Jardin des Plantes hat, wie man überhaupt einen rechten Begriff von der Größe der Stadt erst dann bekommt, wenn man vom Notre-Dame-Thurm als dem Mittelpunkt aus das Pantheon in weiter Ferne ragen sah und nun von da aus Notre-Dame in dem Häusermeer verschwimmen, und sich immer noch in Mitten unendlicher Häußermassen sieht, und hinabblickt in Straßenzeilen die kein Ende nehmen.

Von der Höhe der Kuppel stieg ich tief hinab in die Souterrains. Dort stehen in abgesonderten Räumen eingemauerte Sarkophage, mit Inschriften, welche die Namen derer nennen, deren Asche hier beigesetzt ist, oder sein soll. Bei manchem Sarkophag mag nichts darhinter sein. Man hat die Asche vieler Männer hinein- und auch wieder heraus gebracht, je nachdem die Begriffe von Größe schwankten; dieß kann sich noch oft wiederholen. An einer Stelle der Gewölbe pflegt der Kastellan mit einem Rohrstock an seinen Stiefel zu schlagen, worauf ein donnerähnliches Echo im Kanonenschall antwortet. Wollte der kunstreiche Architekt, der dieß Echo schuf, vielleicht andeuten, daß Frankreich noch oft vom Kanonendonner wiederhallen werde? Uebrigens ist in den geräumigen, 18 Fuß hohen Souterrains noch viel Raum für große Männer, manche ruhen da, die der Ehrenstelle kaum würdig sind, andre, die ihrer würdig wären, verschmähten sie, wie Lafayette, oder man weigert sie ihnen. Und wo schläft Frankreichs größter Mann? —

Am Abend besuchte ich das **Théâtre des Variétés** auf dem Boulevard Montmartre. Man gab: 1) **Deux de**

Moins; 2) La fille de Robert Macaire; 3) Une femme est un Diable; 4) Le bal des Variétés. Wer glaubt daß dieses für einen Abend fast zu viel sey, wolle in Erwägung ziehen, daß an demselben Abend im Théâtre Français Cinna war, Tragödie in 5 Akten von Corneille, und der Barbier von Sevilla, Oper in 4 Akten von Beaumarchais. Das erwähnte Theater ist ohngefähr so groß, wie das der Italienischen Oper, aber bei weitem nicht so hübsch. Der Leuchter ist alt und unmodisch, und die Bänke im Parterre, für die man 2 Franken zahlt, sind sehr schlecht, schmutzig, hart und ohne Lehnen. Es ist viel Stoff zum Lachen in den Stücken oder Fragmenten, die hier aufgeführt werden. Ich blieb nicht lange darin, sondern durchwandelte die schöne und glänzende Passage Panorama die sich in der Nähe dieses Theaters öffnet, und bis in die Gegend des Börsenplatzes hinzieht. Die Passagen in Paris sind nicht nur wie in Leipzig u. a. O. Durchgänge durch Häuser und enge Höfe, sondern viele sind oben mit Glasdächern bedeckte Bazars, in denen Laden an Laden schimmert, wo man trocken auf geplattetem Fußboden geht, und die sich oft nach mehreren Richtungen hin verzweigen. Meist waren es ehemals enge Straßen, deren Bewohner sich vereinigten, eine Einrichtung zu treffen, die

für das Publikum, wie für sie selbst, von großem Vortheil ist.

Einmal auf einem Abendspaziergang begriffen, und nicht Lust habend, noch ein zweites Theater zu besuchen, obgleich mir auf dem Börsenplatze vor dem Haus der komischen Oper, in der man das beliebte Cheval de Bronçe gab, Billets zu Dutzenden angeboten wurden, ging ich stoisch vorbei, in die R. Vivienne, und aus dieser in die prachtvolle Passage Colbert, die schönste in Paris. Dort fand ich, was ich mir zu suchen und zu sehen schon daheim vorgenommen; in der Rotonde prangte das riesige Bild eines Flohs, und anderer Ungethüme; hier war zu sehen das berühmt gewordne Microscope a Gàz, von dem die Zeitungen so viel Lärm gemacht, und so Unglaubliches berichtet. Von allem dem Unglaublichen bringe ich nur den Umstand in Erinnerung, daß den gläubigen Lesern aufgebunden wurde, man zeige in Paris mittelst dieses in England erfundenen Mikroskops Infusorien aus verschiedenen Flüssen, die sich, sobald die Wassertropfen zusammen rännen, furchtbar befehdeten und gegenseitig auffräßen. Man benutzte den alten Wahn, jeder Tropfen Quell= oder Flußwassers wimmle von häßlichem unsichtbarem Gewürm, und wollte die Leute glauben machen, die Seine erzeuge andre Thier=

geschlechte wie der Ourcq-Kanal oder die Marne. Man machte eine nützliche Erfindung zum Schattenspielwerke, und überredete die Menge, das Gasmikroskop vergrößere mehr, und leiste mehr als das Sonnenmikroskop.

Ich habe mich schon damals gewundert, wie in von einsichtsvollen Männern redigirten Journalen so abgeschmackte und lügenhafte Berichte Aufnahme finden konnten, die nur dazu beitragen, die Ansichten des größern Publikums über diese wunderbare Welt noch mehr zu verwirren, denn mit einem Wort, mit dem ich den Kundigen nichts Neues sage:

Bewegtes Flußwasser, frisch aus dem Strome geschöpft, enthält keine Infusorien. Folglich enthalten

Der l'Ourcq-Canal, die Seine und andere Flüsse, so lange ihr Wasser nicht stagnirt, ebenfalls keine. Folglich kann

nicht die Rede von einem Bekämpfen der verschiedenen Gattungen unter dem Mikroskop vor den Augen der Zuschauer seyn. Es ist jedoch möglich, daß, nicht bedingt, sondern zufällig, im Wasser aus verschiedenen Flüssen, zumal wenn ihm lange Zeit gelassen wurde, durch den Prozeß der Fäulniß belebte Organismen zu entwickeln, Infusorien verschiedener Art entstehen; wie z. B. im Heuaufguß erst Monaden, dann Colpoden, dann Vorticellen u. a. nach und nach erzeugt werden.

Um das (scheinbare) Bekämpfen und Auffressen derselben zu sehen, bedarf es nicht des Wassers verschiedener Bäche, noch verschiedener Aufgüsse, jeder Tropfen aus einem Aufguß, der, wie es meist der Fall ist, mehre Arten enthält, bietet ein solches Schauspiel dar, die Größern verschlingen die Kleinern, der Nahrungsprozeß geht unaufhörlich vor sich, die Vorticellen, die Schröpfköpfen ähnlich sehen, öffnen ihren Glockenmund, dann schnellen sie plötzlich, zur Kugelgestalt verwandelt, zurück, um augenblicklich wieder auf Beute auszugehen, die Radträger wirbeln durch den unbegreiflich schnellen Umsprung ihrer Räder eine immerwährende Strömung nach ihrem Mund, einen kreiselnden Trichter, in den sich alles stürzen muß; die Colpoden heften sich oft zu zwei fest aneinander, daß man nicht weiß, ob man hier Kampf oder Begattung vermuthen soll, u. s. f. Jenes Thier, das die Gestalt eines Knochenmanns haben und sein Herz auf dem Rücken tragen sollte, war vielleicht ein Proteus oder eine Bazillaria, wahrscheinlicher noch eine zufällige Anhäufung verschiedener vegetabilischer Substanzen mit scheinbarer Bewegung, von den wirklichen Infusorien verursacht, die dem Auge unkundiger Beobachter als ein abentheuerliches Thier erschien.

Zu meiner Freude fand ich nun bei den Besitzern des Gasmikroskops nichts von jener lügenhaften Auf-

schneiderei, die sich wissentliche Täuschung des Publikums erlaubt, und statt die schöne Gelegenheit zu benutzen, zumal der Jugend richtige Begriffe über so manches in der Naturgeschichte beizubringen, absichtlichen Irrthum verbreitet.

Es wurde für den geringen Eintrittspreis von 1 Fr. 50 Centimes alles gezeigt, was die Annonce versprach, auf der es heißt:

„Dieses Mikroskop, welches nicht nur das übertrifft, welches man in Paris gezeigt hat, sondern auch alle diejenigen, welche die Bewunderung des Londoner Publikums erregt haben, ist so eingerichtet, daß 30 Zuschauer zugleich den Flügel einer Mücke, den vollständigen Körper eines Flohs und anderer bekannten Thiere in riesenhafter Vergrößerung sehen können. :c :c."

Die ganze mechanische und optische Einrichtung ist die bei der Sonnenmikroskope übliche und gewöhnliche; das künstliche Gaslicht aber macht dieses Mikroskop doppelt sehenswerth und interessant. Die Herren Besitzer waren so gütig, mir auf mein Bitten den Apparat zu zeigen. In einem kleinen Laboratorium wird auf bekanntem Weg Sauerstoffgas und Wasserstoffgas erzeugt, und in Röhren nach den Apartement geleitet, in welcher die optische Vorrichtung im Rücken der Zuschauer befindlich ist. Nachdem die Gasarten sich in

eine Röhre vereinigt haben, läßt sie der Optiker auf eine kleine Stange von karbonsauern Kalk strömen, welche die Stärke eines Federkiels hat, diese befindet sich hinter der Linse und brennt mit einem Lichte von solchem Glanze, daß es das Auge nicht zu ertragen vermag; es geht durch die Linse und wirft auf die gegenüber stehende weiße Wand einen taghellen Schein, in welchem sich nun die auf dem Objektenschieber befindlichen Gegenstände in angemessener Vergrößerung zeigen. Die starke Vergrößerung ist's, die gewöhnlich die Unkundigen in Staunen setzt, welche nicht wissen, daß durch ganz einfache Linsengläser diese Vergrößerung immer noch gesteigert werden kann, daß man aber bei solchen Experimenten lieber schwächere Linsen nimmt, da diese mehr Licht durchlassen, und die größte Deutlichkeit gewähren. Am Ende der Darstellung, in der ich nichts sah, was ich nicht an jedem sonnigen Tag zu Hause mit meinem Solarmikroskop auch sehen kann, und nur das herrliche Licht bewunderte, das den Vortheil gewährt, nicht von trüben Tagen und umwölktem Himmel abhängig zu seyn, zeigten die Besitzer noch ein schönes Experiment; sie brachten einen Eisendraht in die Flamme des im Gaslicht brennenden Kalkstückchens, und alsbald sprühte der Drath in Millionen glänzenden Funken umher, wie es der Fall ist, wenn Drath mittelst

eines Stückchen Schwammes unter der mit Sauerstoff gefüllten Glocke entzündet wird. Die Lichtentwicklung kann ich nur mit der vergleichen, die statt findet, wenn Phosphor unter gleichen Bedingungen im Sauerstoffgas brennt. Vollkommen befriedigt verließ ich das Zimmer und wünschte nur, es möge eine Weise erfunden werden, die es auch dem Privatmann möglich macht, ohne kostspieligen Apparat mit solchem Licht zu operiren, da die bisher wohl versuchte Erleuchtung durch Lampenlicht viel zu ungenügend ist. Die dankenswerthen Forschungen Ehrenbergs in diesem interessanten Gebiete der Naturkunde werden uns immer weiter leiten, wir werden die Welt der Infusorien immer näher und besser kennen lernen, und uns nicht durch das Geschrei ausländischer Charlatanerie ferner blenden und naturhistorische Mährchen aufheften lassen.

In der R. Vivienne wohnt der deutsche Buchhändler Heideloff, Firma: „Heideloff und Campe"; ich habe die Handlung oft besucht und manches da gelernt. Es werden in Paris viele deutsche Bücher gekauft, und trotz der antihistorischen Richtung der französischen Neuzeit waltet doch ein lebhafter Sinn für archäologische und geschichtliche Studien vor, und Werke solcher Ten-

denz verkaufen sich leicht und schnell. Dieß sollten die deutschen Verleger berücksichtigen, die oft aus allzugroßer Aengstlichkeit größere Unternehmungen dieser Art von sich weisen.

Dort lernte ich auch einen der Unternehmer der in Paris herauszugebenden Bibliothek der Deutschen Classiker kennen, und empfing den gutgeschriebenen Prospekt. Die Liste der in die Sammlung aufzunehmenden Classiker ist etwas bunt gerathen, und ihr zu Folge scheint es ziemlich wohlfeil, der Ehre dieses Namens theilhaft zu werden. Der Ausdruck: „Deutscher Classiker" hat sich überhaupt überlebt; die Regeneration unsrer Literatur hat begonnen, die alten Autoritäten haben ihren Klang verloren, den Nimbus um so manches Haupt bließ der Sturm jugendlicherer Begeisterung aus, und die anerkannten Bestrebungen der als Classiker genannten Autoren werden zwar immer achtbar bleiben, aber nicht Muster; mit dem Begriff wird auch das Wort erlöschen.

Die deutschen Regierungen haben den Vertrieb dieser Bibliothek als Nachdruck verboten, eine Maßregel, die gerecht ist, aber kaum nöthig schien, da sich kein einziger Buchhändler in Deutschland bereit erklärt hatte, das Werk zu verbreiten. Wenn das Unternehmen durchgeführt, wenn es wacker geleitet wird, kann es

unsrer Literatur großen Nutzen im Ausland gewähren; obgleich ich sehr bezweifle, daß Franzosen und Engländer bei der Ueberfluthung des modernen Literaturstroms den Poesien eines Hölty, Kleist, Klopstock, Stollberg u. a., und der Prosa Apels, Klingers, Musäus, Rabeners u. s. w. noch großen Geschmack abgewinnen, ihrer Lektüre viele Zeit widmen werden. Auch wird die Idee von deutscher Classicität sich in den Köpfen dieser Ausländer etwas wunderlich ausbilden, wenn ihnen, nach dem Prospektus, Börne, Fouquè, Heine, Hoffmann, Müller, Oehlenschläger, Raupach u. a. in der Bibliothek zu Handen kommen, und da die Ankündigung nicht nur die Werke, sondern auch die Biographien der Autoren, die Commentare und die über die Werke erschienenen Kritiken verheißt, so wird das Ausland zugleich das Vergnügen haben, zu sehen, wie die deutschen Recensenten mit eben genannten Klassikern umgesprungen sind, und nur an wenigen ein gutes Haar gelassen haben.

Ich besuchte mit den freundlichen Buchhändlern ein deutsches Estaminet, gelegen in der R. Mühlhouse, deren Name uns schon vaterländisch anklingt, und deren Reichthum unermeßlich seyn soll. Es wurde dort stark geraucht und stark Billard gespielt; man trank gutes Straßburger Bier, aß Schweitzerkäse, und konnte

ganz bequem vergessen, daß man in Paris war. Ich fand die ganze Gemüthlichkeit des deutschen Wirthshauslebens, wie es in Städten mittlern Ranges bei uns üblich ist. Dorthin kam auch ein origineller und gelehrter Antiquar aus Hamburg, der kein Wort Französisch können wollte, und doch gute Geschäfte in Paris machte.

Der Alterthumsfreund und Sammler kann in Paris viel für seine Zwecke thun, und manches zu Preißen erwerben, für die es ihm in Deutschland nicht geboten wird. Nur wenige Händler haben eine auf allgemeine Annahmen basirte Kenntniß des merkantilen Werthes ihrer Sachen. Ich habe für wenige Franks einige seltene Holzschnitte von Kranach, (die Venus 1506 und St. Georg auch 1506) in sehr guten Abdrücken, ein Blatt von Dürer, badende und musicirende Männer, ein schönes Blatt von C. Jegher; spielende Kinder, nach Rubens, u. a. auf dem Quai des Museums gekauft. Ein Bilderhändler überließ mir ein großes Blatt von Dürer billig, weil er das Monogramm übersah, während er für einige schlecht gedruckte Blätter aus der kleinen Passion, die er kannte, einen lächerlichen Preiß forderte.

Eigen erging es mir auf der K. Bibliothek, im Departement der Kupferstichsammlung. Ich wollte

gern Holzschnitte aus der Incunabelzeit sehen, von jenem uralten einfachen Typus, der eine so wunderbare Wirkung auf das Gemüth des kunstsinnigen Beschauers hervorbringt, Holzschnitte von denen auf der Münchner Bibliothek ein wahrer Schatz aufbewahrt wird. Hase hatte die Güte gehabt, mich einzuführen und vorzustellen und auf mein Bitten, mir einige der ältesten **Graveurs en bois** zu zeigen, wurde mir ein Foliant vorgelegt. Was war darin? Holzschnitte von Joß Ammon, Burgmaier, Schäuflein, Grün und andern in ziemlich buntem Durcheinander auf beiden Seiten der Blätter aufgepappt. Mit dem Anschauen dieser Herrlichkeiten, von denen ich vieles in vollzähliger Folge oder in besser gehaltenen Einzelblättern selbst besitze, wollte ich die Zeit nicht verderben, und bat um die ältern, um die ältesten Holzschnitte. Abermals erhielt ich einen andern Folianten, in welchem sich einige Cranachs, Dürer, Wohlgemuths und manche von unbekannten Meistern befanden, auch Kupferstiche und Holzschnitte durcheinander, was meine Sehnsucht eben so wenig befriedigte. Da ich voraussetzen mußte, daß man nicht geneigt sey, mir die ganz seltenen altfranzösischen Sachen zu zeigen, so bat ich ferner um Holzschnitte von H. Holbein. Der Foliant mit der Aufschrift **H. Holbein** wurde gebracht, er ent-

hielt Kopien holbeinischer Gemälde in Kupferstichen, eine schlechte und bekannte Kopie des Todtentanzes, und keinen einzigen holbeinischen Holzschnitt, nichts von dem herrlichen und seltenen kleinen Todtentanzalphabet, nichts von den Bauern- und Kindertänzen, nichts von den bekannten Bibelbildern Holbeins — und ich ging unbefriedigt von dannen.

Eines Morgens fuhren wir nach Versailles; ich saß auf dem Dach der Gondole, um die Reize der Gegend zu genießen, aber es war gewaltig kalt. Der Monat kam mir vor, wie die zögernde Zeit selbst, es wollte noch immer nicht Frühling werden. Der Lenz verzieht gern, damit die Hoffnung auf ihn desto länger daure. Er läßt auf sich warten, wie eine Geliebte, die endlich, wenn sie naht, durch ihre holde Gegenwart alle Ungeduld des Harrens, und alle Entbehrung vergessen macht.

Wenn man die Elysäischen Felder hinter sich hat, glaubt man immer noch in Paris zu seyn, man kommt fast nicht aus den Häusern. An die Hauptstadt grenzt Chaillot, an dieses reiht sich Passy, dessen Gartenmauern an die von Auteuil reichen, dann erst wird

Ackerland sichtbar. Man überblickt auf diesem Weg bei Passy recht bequem das Marsfeld, mit seiner imponirenden Kaserne, der ehemaligen berühmten Militairschule. Das Feld ist ein ungeheurer Raum, den zu ebenen, 60,000 Personen mehre Tage arbeiteten. Es war so öde da ich vorbeifuhr, als sey der Kriegsgott gestorben. Die Brücke von Jena, jetzt Brücke der Invaliden, führt vom Marsfeld aus über die Seine, Frankreichs Kriegsgott baute sie. Dem Feld gegenüber, diesseits der Seine, erhebt sich der Hügel von Trocader, auf diesem sollte sich ein stolzer Königsbau erheben, und groß herabschauen auf das Marsfeld, seine Revuen, und seine Siegesfeierlichkeiten. Napoleon gründete den Palast für seinen Sohn, den König von Rom. Armer König von Rom, arme Frühlingshoffnung! —

So schön sich auch die gekrümmte Seine, die Anhöhe des Gehölzes von Boulogne, die freundliche Schönheit des nahen St. Cloud und die waldigen Höhen seines Parks und der Nachbarberge ausnahmen, ich mußte Schutz in dem Wagen suchen, wenn ich mich nicht einer furchtbaren Erkältung aussetzen wollte, und that es in Sevres, dessen berühmte Porcellanfabrik diesesmal keiner Beschauung gewidmet werden konnte. Die Einrichtung der Gondolen ist ganz die der französischen

Eilwagen. Nach einer raschen Fahrt von wenigen Stunden breitete sich der majestätische Prospekt der Palastmassen aus, die das berühmte Schloß von Versailles bilden.

Im Schloß wurde gebaut, deshalb war der Eintritt jedermann untersagt. Wir mußten uns damit begnügen, die öde Pracht des Aeußern zu besehen, den Garten mit seinen Statüen und Bassins, seinen Lauben und Gängen, seinen Alleen und wunderlich zugeschnittenen Buxus- und Taxusbäumen. Der Buxus und die Vina blühten, einzelne Grasmücken und Pyrole flöteten, die Sonne blickte durch Gewölk mit trüber Freundlichkeit, aber die Wasserkünste schlummerten alle noch ihren Winterschlaf, und träumten von der alten verblühten Herrlichkeit. Obgleich es Frühling werden wollte und sollte, konnte ich im Garten zu Versailles den Gedanken gar nicht los werden, daß es Herbst, recht später Herbst sey, und die schweigende Ruhe ringsum, die Einsamkeit des menschenleeren Gartens erschien mir wie ein Zauberbann, ein ausgesprochener Fluch, der das alles, was einer vergangenen Zeit angehörte, in so starrer Form und ohne Leben erhalten habe. Ich weiß von der Gegenwart des Versailler Schlosses nichts zu sagen; seine Parks sind oft genug geschildert und

beschrieben, ich will einen Blick in seine Vergangenheit werfen.

Ein Abend in Versailles.

Es war im Juli 1668, als Ludwig XIV. eben so sieges- als friedensfreudig mit dem Schwarm seiner Maitressen, Schranzen, Kleinmeister, Köche, Architekten, Feuerwerker, mit dem ungeheuern Gefolge seiner Speichellecker Versailles bevölkerte, und es mit dem stolzen Geräusch übermäßigen Festgepränges erfüllte. Alle schönen Künste zogen mit hinaus nach den reizenden Schlössern, und die Musen und Grazien huldigten im Reifrock dem Monarchen, der an Macht und Glanz, an Geist und Würde der erste König Europas sein wollte.

Die Schweizergarden mit ihren breiten Hüten und Schärpen, ihren Goldtressen und Bänderepaulettes, ihren langen Degen und kurzen Flinten rückten zahlreich ein, um überall dem Volk mit Gewalt zu wehren, wenn dieses sich gelüsten ließ, sehen zu wollen, wie sein König sich amüsire. Ein Heer von Schauspielern, Sängern und Tänzern schloß sich an, darunter die berühmtesten ihrer Zeit, und Männer, deren Namen theils spurlos verklungen sind, theils in ewiger

Achtung der Nachwelt fortleben, wurden zu Festordnern ihres königlichen Herrn ernannt. Dem Herzog von Crequi wurde die höchste Leitung des Schauspiels, dem Marschall von Bellefond die Besorgung der Tafelfreuden, und Herrn Colbert die Leitung der übrigen königlichen Ergötzlichkeiten, hauptsächlich der Feuerwerke übertragen; dem ersten war zunächst Vigarani, dem andern Gissey, dem dritten Le Vau, der erste Architekt des Königs, untergeordnet.

Am 18. Juli, einem Mittwoch, brach der König mit der Königin, dem Dauphin und dem ganzen Hofstaat von St. Germain auf, und begab sich um 6 Uhr Abends in den Garten, um die erfrischende Kühle der Laubengänge einzuathmen, und sich mit seinem ganzen Gefolge in dem Labyrinth der schattenreichen Alleen zu vergnügen. Dort zeigte sich mitten in einem Stern, den fünf zusammenstoßende Alleen bildeten, ein Pentagon, dessen architektonische Einfriedung von grünem Laubwerk reich verziert war, und hohe Blumenvasen trug. In der Mitte ragte ein künstlicher Fels empor, von dem aus sich 5 Tische zwischen jungen Orangenbäumen breiteten, besetzt mit auserwählten Köstlichkeiten; aus dem Gipfel des Felsens stieg ein Wasserstrahl, wie eine kristallne Säule hoch über die Wipfel der Bäume, dessen melodischer Fall das klingende Ge-

stein ertönen machte. Die Tische des Buffets wurden von alabasternen Kariatiden getragen, die auf Marmorböden standen. Der schöne Platz wimmelte von dem ganzen Glanz des Hofs; die Fächer rauschten, die Gewänder strahlten, die Wangen glühten, und die in schlichten Locken auf den Schultern wallenden Frisuren der männlichen Höflinge wetteiferten mit der duftenden Süßigkeit der Kinder Floras.

Als hier eine Erfrischung eingenommen, und die Fülle der köstlichsten Confituren mehr betrachtet, als genossen worden war, entfernte sich der Hof, der König gab den Reichthum des Buffets, die Schlösser von Marzipan und die Berge von Confituren der Menge Preiß, sich an der Hast ergötzend, und an der Verwirrung mit der diese die Tische leerte und bestürmte. Der Hof fuhr in das Theater.

In der Nähe der königlichen Allee hatte Vigarani das Theater errichten lassen, es reichte in eine Nebenallee 10 Toisen weit hinein, der Saal war 13 Toisen lang und 9 breit. Die Prosceniumswände waren mit den köstlichsten neuen Gobelins und Tapeten behangen, das vornehme Auditorium bestand aus circa 1200 Personen, ohne was sich vom Volk herzudrängte. Die Oeffnung der Bühne, 36 Fuß hoch und breit, war mit Säulen von Stein und Bronze geschmückt, die

vergoldetes Laubwerk in Festons verband, und es war dabei der jonische Styl beobachtet. Zwischen den Säulen standen die kolossalen Statüen des Friedens und des Sieges. Wie der Vorhang aufging, glaubte alles, in einen Feensaal zu schauen, in einen himmlischen Lustgarten, mit einer Götterburg; in glänzend hellem Laubwerk saß so breit wie die Seitenwände waren, ein verstreutes Orchester von Faunen und Panen auf schwankenden Aesten, und die lieblichste Musik ertönte. Die Akteurs und Aktrizen sprachen und sangen mit hinreissendem Affekt, und rührten die ganze Versammlung; sie führten ein Schäferspiel auf, in dessen Tänze sich jubelnde Bachanten und Bachantinnen mischten, die bei dem Schall der baskischen Trommel ihre Tyrsusstäbe schwangen; zum Beschluß betraten mehr als hundert Sänger die Bühne, und endigten mit einem herrlichen Conzert. Der Verfasser des Stücks, das in eben so hohem Grade erfreute, als es befriedigte, war Cully.

Als das Schauspiel geendigt hatte, begab sich der Hof nach der Wiesenallee, wo sich abermals ein neuaufgeführtes Gebäude in Form eines Octogons, mit einer Domkuppel 50 Fuß hoch erhob. Diesen mit Laubwerk bedeckten und glänzend erleuchteten Tempel zierten am Gesims 64 transparente Vasen, und innen

stiegen Fontainen empor, deren Fall anzusehen war, wie durchsichtige feurige Glocken. Das Gebäude hatte acht Thüren, an denen vier Wächter, goldne Faunen, und Jahres = und Tageszeiten standen. Oft erblickte man das L und die königlichen Lilien, hell wie brennendes Metall. Die strahlende Kuppel prangte mit sinnreichen Basreliefs und Trophäen; große grüne Kugeln hingen zwischen flammenden Girandolen, und bunten Guirlanden nieder. In der Mitte des Gebäudes erhob sich ein künstlicher, durchbrochener, lichtschimmernder Fels, aus dem sich murmelnde Springquellen ergossen, in jedem Wassertropfen zitterte die Glanzfülle des Lichtmeeres rings umher. Auf dem Fels, der den Parnaß darstellte, stand der springende Pegasus. Rund um den Berg ging eine Tafel, mit köstlichen Speisen besetzt; hinter ihm, dem Eingang gegenüber, stieg ein mit Schönheit und Reichthum ausgestattetes Buffet empor, zu dem Stufen einer Estrade führten. Vier und zwanzig Silberbecken, von der vortrefflichsten Arbeit, schmückten es unter andern, und spiegelten den Glanz der Flambeaus zurück. Rings um das Octogon waren in prächtigen Salons ähnliche Buffets. Die Königin speißte mit der Kronprinzessin und den übrigen Prinzessinen, unter einem Zelt. Die Damen, darunter Namen, wie Broglio, Elbeuf, Bri=

sand, Lafayette, Nemours, Richelieu nahmen ihren Platz in einem besondern Salon; der Dauphin war unwohl, und speißte im Schloß. Die Gesandten speißten in der Grotte, in der Nähe des Schlosses. Auch im Freien waren noch an verschiedenen Orten Tafeln aufgestellt, für die Menge des Gefolges, die zahlreiche Dienerschaft.

Zweihundert Schritte von dem Octogon war der Ballsaal, und nach aufgehobener Tafel schritt der König, gefolgt von dem ganzen Hofstaat, in die Allee, die nach dem Schlosse zuführt. Da man das Schloß nicht sah, wußte Niemand recht, wo man sich eigentlich befand, die Allee war wenig beleuchtet, und schien von einer hohen Laubwand geschlossen. Plötzlich theilt sich diese nach beiden Seiten zurückweichend, und abermals stand ein 10 Toisen hohes Octogon glänzend erleuchtet vor den Augen der Erstaunten, ein 16 Fuß breites und 32 Fuß hohes Portal führte hinein. An 6 Seiten war der Saal offen, Reihen von Satyrtermen standen an diesen Eingängen; oben bildeten offene Bogen grüne Logen, jede zu 12 Stühlen; auf der rechten Seite des mittlern Bogens war eine Muschelgrotte angebracht, in ihr Arion von Delphinen getragen, Tritonen und Nereiden zur Seite, dort war unsichtbar, das Orchester. Gegenüber befand sich eine ähnliche Grotte, in ihr

Orpheus auf einem Felsen, von laufenden Nymphen umgeben. In der Tiefe der Logenbogen rauschte aus den Rachen verschiedener Meerungeheuer Wasser, das sich unmerklich wieder verlor. Ueberall sprangen Cascaden, auf die mannigfaltigste Weise angebracht, und Herr Joly, der kunstreiche Anordner derselben, erwarb sich verdienten Ruhm.

Noch war den Festordnern des Königs alle dieser Glanz, diese an ein Paar Stunden verschwendete Pracht nicht glanzreich genug; Herr Gissey hatte eine Illumination des Schlosses und Parks angeordnet. Als der König nach dem Ball den Saal verließ, schien das Schloß in Feuer zu stehen, und ein großes feueriges Hufeisen, gebildet von 200 vier Fuß hohen Vasen, umschloß den großen Raum des Rasenparterres. An den Füßen der Treppen standen vier kolossale Flußgottheiten und an den obern Enden die 4 Weltgegenden; im Hufeisen selbst streuten zwischen die Vasen 38 sechs Fuß hohe Candelabers einen Strom von Licht umher. Alle Welt erstaunte. Am Schloß prangten 45 Transparents, im Portal stand Janus, in 40 Fenstern leuchteten Kriegstrophäen, 15 Tugenden zeigten sich, und 15mal in veränderter Stellung wurde Apoll erblickt, alles im Brillantlicht, wie durchscheinendes Gold und Silber. Auf gleiche Weise, wie die Terassen, war die Balust-

rade erleuchtet. Wie nun der ganze Hof im Anschauen dieses Lichtmeers entzückt stand, erhob sich ein Geräusch in der großen Allee, Alles wandte sich nach dieser Seite, Blitze flammten von einem Ende des Parks bis zum andern; auf einmal wurden 72 Termen sichtbar, durchsichtig leuchtend, und mit einemmale flogen aus ihnen allen Raketen empor, die eine Feuerpallisade zwischen Erde und Himmel zu bilden schienen; weit hin breitete sich ihre glanzvolle Erscheinung und spiegelte sich wunderbar schön in dem Wasser des großen Bassins, das in ein Feuermeer verwandelt schien. Mehr als 500 Kanonenschläge schienen das Echo der in der Luft fallenden Raketen bilden zu sollen, und im Bezirk des erleuchteten Hufeisens flammten nun plötzlich 3 Lichtquellen auf, aus dem Wasser sprudelten tausend Feuer; alle die bronzenen Salamander, Schlangen, Schildkröten, Frösche und Krokodille verwandelten ihre feuchten Strahlen in feurige und beschossen sich gegenseitig mit flammenden Sternen. Alles Wasser schien in Feuer verwandelt, und wie brennende Wasserfälle stürzten aus der Wolkenhöhe die rauschenden Raketen. So drohend schien dieser Flammen- und Funkenregen, daß Niemand wußte, wohin sich flüchten; viele Zuschauer verbargen sich im Gebüsche, manche fielen zur Erde, erschreckt von dem allgewaltigen Donner. Man eilte in die Nähe

des Schlosses, die mehr Sicherheit zu bieten schien, da sah man nach der Seite des großen Teichs plötzlich den Himmel leuchten, ein Sturmstoß braußte vorbei; die Erde zitterte, und aus dem Brunnenthurm flog eine unzählbare Menge von Raketen in die Luft; zu welcher Höhe sie auch stiegen, so blieb doch ihr Schweif feurig am Thurm haften, bis sie droben eine unendliche Saat von Leuchtsternen ausgestreut. Der ganze Thurm schien lichterloh zu brennen, von Moment zu Moment warf er seine Feuergarben aus, bald hoch hinauf zum Zenith, bald niedriger in Schlangenlinien und spiralen Windungen, und hoch am Himmel leuchtete dazwischen die Namenschiffer des Königs. Zuletzt drang ein solcher Feuergarbenstrom aus dem Thurm, daß man nie etwas Aehnliches sah — und dann verlöschten alle Lichter — es war vorbei; im Osten graute der Morgen. Der König war zufrieden und zog mit dem Hof wieder fort nach St. Germain, nur der Dauphin blieb einsam im Schloß zurück.

Dieß war nur ein Abend in Versailles. In einer ganz kurzen Zeit waren alle die Bauwerke für Erfrischungen, Comödiensaal, Ballsaal mit ihren tausendfachen Dekorationen, ihrer Beleuchtung, ihren Wasserkünsten angeordnet und ausgeführt worden. Als sie dem Vergnügen einiger Stunden gedient hatten, verschwanden

sie spurlos. Wie viele Millionen Franks diese kurze Pracht gekostet hat, verschweigt Folibien, dem ich nacherzählte, vielleicht weiß es Frankreich noch.

Mit dem Freund wanderte ich durch den unermeßlichen Park dem Schloß Groß-Trianon zu, es birgt viele große, süße und schmerzliche Erinnerungen; seine Geschichte ist halb unter Küssen, und halb unter Thränen geboren worden. Das zierliche Haus ist ganz von kaltem Marmor, aber warm und feurig schlugen die Herzen in ihm. Ich fand in seiner Nähe die ersten Veilchen, pflückte mir einige, und dachte mir dabei des le père la violette. Wir sahen im Park das einsame Dörfchen, wo der alte Hof, unter Ludwig XVI., idyllisch spielte, und Prinzen vom Geblüte Müller, Bäcker, Pachtmeier u. s. w. waren. Maria Antoinette war die Edelfrau, Epheu umrankt ihr Haus noch bis zum Giebel. Ein trauriges Memento, wie zur Warnung erhalten, steht dieses Dörfchen da, aber der Bach ist versiegt, der die Mühle trieb, und die niedlichen Bauernhäuschen sind menschenleer. Wie bitter wurden ihnen, die dort spielten, die schuldlosen Freuden vergällt, wie theuer zahlten und büßten sie ihre harmlose Lust!

Wir verließen diese Orte der Lust und der Qual, der Liebesabentheuer und der Hofintriguen, den freudlosen Sitz der Einsamkeit. Bis Sevres erstreckt sich der Park von St. Cloud; dorthin fuhr ich an einem andern Tage mit Bibliothekar Hase. Es liegt freundlich und reizend auf seiner Höhe, und spiegelt sich in der Seine, und blickt nach Paris hinüber, von dem ein Theil nur sichtbar ist, der andere deckt das bois de Boulogne, der reizende Ort der Rendezvous, des Hasses wie der Liebe. Es ist eingefriedet, wie ein Thiergarten, und enthält jetzt viel Niederholz. Die alten Bäume zehrten 1814 die Wachtfeuer der Alliirten auf.

V.

Nach meiner Rückkehr von Versailles war es noch Zeit genug, einen Besuch im Bibliothekgebäude abzustatten, und ich wählte diesesmal den Saal des berühmten Thierkreises von Tentyra zum Gegenstand der Anschauung. Niemand, der sich für Alterthümer interessirt, versäume diesen Saal, im Hofe, dem Haupteingang gegenüber, am passenden Tag zu besuchen. Er enthält ausser dem Zodiakus noch eine ganze Sammlung von Stelen, Kanopen, Reliefs, schwarzen und bunten Mumiensarkophagen, besonders fiel mir auch ein defektes hölzernes Priesterbild auf, dessen Erhaltung, da es aus so leicht vergänglichem Stoff besteht, mir merkwürdiger erschien, als die so vieler steinernen Götter-, Priester- und Sphinxbilder, welche im Louvre ihre Stelle fanden. Was den Thierkreis selbst betrifft, so stellt er ein von 4 stehenden Priester- und 4 Paar einander gegenüberknieen-

den Osirisbildern gehaltenen Schild vor, den ein Rand von Hieroglyphen umgiebt; ebenso läuft in die 4 Ecken Hieroglyphenschrift aus. Die Mitte der Planisphäre umzieht wieder ein Kreis von Göttergestalten, Hieroglyphenbildern und Sternen, dann kommen untermischt mit fremdartigen Bildern von Göttern und Thieren, (von der Rechten zur Linken gezählt,) die bekannten Bilder des Thierkreises: Der Löwe auf einer Schlange stehend, die Jungfrau als Isis mit dem Lotosblatt, die Wage, auf welcher statt Balkens ein Kreis mit einer sitzenden Figur sich befindet, der Scorpion, der Schütz, der Steinbock, mit kurzen geraden Gazellenhörnern, in einem Fischleib endend, der Wassermann, ein Priester, der zwei Wassergefäße über einen Fisch ausgießt, die Fische, der Widder, der Stier, die Zwillinge und der Krebs, als Krabbe dargestellt. Dieses uralte Denkmal ägyptischer Zeitrechnung und ägyptischer Wissenschaft überhaupt hat bereits viele Federn in Bewegung gesetzt, und wird immer, wenn es aufhören sollte, ein Gegenstand der Forschung zu seyn, ein Gegenstand der Bewunderung bleiben. Das Rad der Zeit rollt ewig, und der leuchtende Kreis der Gestirne zieht immer noch so über die Länder und Meere der Erde dahin, wie ihn vor Jahrtausenden die alten Aegyptier sahen, bildeten und mythische Bedeutung gaben.

Von dem Tempelheiligthum Aegyptens und den Resten, von denen manche an Hermes Trosmegistos erinnert, ging ich zu dem Tempel des jüngern Hermes, zur Börse. Ihre 65 imponirenden korinthischen Säulen mit herrlichen Kapitälern machen auch sie, gleich der Madelaine, einem antiken Tempel ähnlich, aber die Letztere ist würdiger und wirkt imposanter durch den mächtigen Unterbau. Der Börsensaal mit seinen Gallerien für Zuschauer, seinen Grau in Grau bemalten Allegorien der Welttheile und berühmter Handelsstädte von Pujol und Meunier ist einzig schön und großartig, noch großartiger aber das Leben in ihm; während der Transactionen wimmelt unten ein dunkler Schwarm, summend, murmelnd, schreiend durcheinander, und Minuten entscheiden hier oft über Wohl und Wehe ganzer Familien, die Börse ist das größte Spielhaus von Paris. Ihr Bau kostet 25 Millionen Francs.

Am Abend ging ich in die große Oper, **Academie royale de Musique**, in der Straße Lepelletier, ganz nah dem Boulevard der Italiener. Das Innere des Hauses ist sehr schön, vier Logenreihen, doppelte Prosceniumslogen; das Parterre steigt bis zur ersten Logen-

reihe empor. Man gab die Jüdin, von Scribe und Halevy. Die Pracht, mit welcher diese Oper in Scene gesetzt ist, vermag ich nicht zu beschreiben. Oeffentliche Blätter haben längst vom Buch, von der Musik und dem verdienten Beifall derselben berichtet, ich erzählte gern auch davon, aber ich müßte allzuweitläuftig werden. Wir werden diese Oper auch auf deutschen Bühnen sehen, aber von der Befangenheit im Bezug auf kirchlichen Cult gewiß verstümmelt und verballhornt, und schwerlich auf vielen einen Zug, wie der im ersten Akt: Drei Trompeter zu Pferde, eine Schaar von Reisigen, Armbrustschützen und Bannerträgern der Stadt Constanz, die Gewerke- und Brüderschaften, Gerichtsschöffen, kaiserliche Schützen, Herolde, Trompeter des Cardinals Brogni, dessen Hellebardierer und Bannerträger, wie die des Ketzergerichts; dann das Concilium, vier Cardinäle, zwei Diakonen, acht Kirchenfahnen, den Großkardinal zu Pferde, hinter ihm acht Pagen, drei Geistliche, Bischoffmützen auf Kissen tragend, zehn Kruzifixträger, und eine ganze Schaar Mönche verschiedener Orden. Hierauf sechs Trompeter, kaiserliche Reisige, Wappenherolde mit so vielen Fahnen, daß sie nicht im Vorüberziehen zu zählen waren, dann sechs Ritter, dann der Kaiser Sigismund zu Roß in ganz goldner Rüstung, dem noch sechs — acht Fürsten in völliger Turnirrüstung folgten;

treu den alten Bildern gingen die goldnen, silbernen und brokatnen Wappen-Decken den Pferden über den ganzen Leib und hingen bis zur Erde nieder. Unzählige Reisige folgten nach. Nicht mindere Pracht entwickelte das eingelegte Banket mit Ballet im 3. Akt, und die furchtbare Schlußscene.

Die Leidenschaftlichkeit des Spieles und Gesanges überstieg alle Grenzen, und ein wahrhaft wüthender Applaus lohnte den künstlerischen Anstrengungen der Herren Scourrit, (Eleazars) Lafond, (Leopold) und der Damen Dorus und Calcon, (Eudoxie und Rahel.)

In diesen Tagen war die Nachricht über den freiwilligen Tod des Malers Leopold Robert nach Paris gekommen, und erregte vielfache Theilnahme. Im Entre-Akt stand ein Aufsatz über diesen verdienstvollen Künstler, in lauter exaltirten Aphorismen, z. B.

Mit Riesenschritten schreitet durch unsre Kunstsphäre der Tod!

Zweikampf und Selbstmord wetteifern mit einander.

Aus Leibeskräften mähen sie unter den Großen.

Auch eine Garbe sahen wir geschnitten unter dieser Blutärnte.

Leopold Robert ist gefallen unter dem Ennui des
Lebens.
Der poetische Maler, der Fischer des Adriatischen
Meeres ist nicht mehr!
Seht, das ist die Geschichte der heutigen Malerei!
Seht, das ist das wahre Symbol des Ruhmes und des
Glückes der Maler! rc.

Ehrt man mit solchen Exclamationen einen achtungswerthen Todten? Es ging die Rede, der Künstler habe sich aus Schmerz entleibt, weil sein Bild, eben die Fischer am Adriatischen Meer, bei Chioccia, keinen Raum mehr in der Exposition im Louvre gefunden habe, was aber als unwahr bestritten wurde.

Der Selbstmord ist in der Nachtseite des Menschenlebens die Geisterstunde mit ihren ewig unenträthselten Schauern. Wir sollen da weder richten noch rechten, deuteln und urtheln, sondern still der Bitte eingedenk seyn: Führe uns nicht in Versuchung.

Früher schon hatte ich in München die Bekanntschaft der Dichterin Helmina von Chezy gemacht, in Paris fand ich diese geistreiche, gemüthvolle Frau wieder; sie war beschäftigt, nachgelassene Papiere ihres Mannes zu ordnen, der bekanntlich ein großer Orientalist und bei der königl. Bibliothek angestellt war. Sie schenkte mir die von ihr herausgegebene französisch geschriebene „Nach-

richt über das Leben und die Werke ihres Gatten.“ Der Nachlaß der noch nicht herausgegebenen ist zahlreich, und ich glaube, daß deren Erscheinen, wiewohl manche derselben bereits bekannt sind, den Orientalisten und Dichtern nicht unwillkommen seyn wird. Darunter befinden sich: Ein Wörterbuch, prakrit, sanskrit und französisch; eine Prakrit-Gramatik; eine Sanskrit-Gramatik; eine Analyse des großen indischen Epos **Râmâyana**; **Ekâschara Koscha**, eine Erklärung von Namenszeichen, nach einem alten indischen Manuscript. **Tschaura Pantschasica**, ein erotisches Gedicht, Text und Commentar; **Gida Govinda**, ein lyrisches Gedicht von Djayadeva, Text und Commentar; **Ghafa Karpara**, Text und Uebersetzung; ein Auszug aus **Mahâbhârata**, **Amrita Mathanam**; **Tsando Mandjari**, ein Werk über Verskunst von **Kalidasa**, und vieles andre aus der indischen und persischen Literatur; ein reicher Schatz, dem zu wünschen ist, daß er allmählig an das Licht und in das Leben trete! Auch die **Théorie du Stoka**, jenes stolzen Metrums des indischen Heldengedichts, das einherzieht wie ein König, der auf dem weißen Elephanten reitet, und welches die Franzosen wohl niemals werden nachbilden können, von Chezy und Apudy's **Anthologie énotique d'Amarou**, Sanskrittext und Uebersetzung gab mir die freundliche Frau, so wie noch ihres Gatten französische

Uebersetzung der Sacountala. Ich schied von ihr mit Dank und der Hoffnung, ihr irgend einmal im deutschen Vaterland zu begegnen, das allen ächten Deutschen doch immer höher steht als Paris.

Mit einem biedern Landsmann, der als Dirigent Königlicher und Kaiserlicher Musiken unter drei Dynastien ehrenvoll gedient hat, und nun in bescheidner Zurückgezogenheit der Ruhe eines heitern und friedlichen Alters genießt, fuhr ich nach der königl. Manufactur der Gobelins R. Mouffetard. Diese prachtvollen Tapetenwebereien sind äußerst sehenswürdig; manche Stücke sind riesengroß, und die Gluth der Farben reißt eben so sehr, wie die Treue der Zeichnung zur Bewunderung hin. Es wird natürlich nur nach Vorbildern ausgezeichneter Maler gearbeitet, nach Raphael, Gros und andern; in Arbeit waren eben: Phocion, der Tod des Meleager, die Vermählung der Maria von Medizis, die heilige Clothilde, die Heilung der Gelähmten, Heinrich IV. empfängt das Bild Maria's von Medizis, u. a. Fertig sahen wir Afrika, Peter d. Große, Don Sancho schlägt die Mohren, nach Bertholemi, General Bonaparte nach Gros, u. a. Das Gemälde, nach welchem gearbeitet wird, liegt hinter dem Arbeiter so, daß die Schattenparthien nach unten gerichtet sind. Jener hat den Einschlag von Wolle vor sich, die Farben sind von

Seide, und auf kleine Stäbchen gewickelt, jede Schattirung, die feinste Nuanze wird auf das Genauste beobachtet, jede einzelne dieser Tapetenwebereien ist ein Meisterstück. An einem Tableaux mäßiger Größe dauert die Arbeit fünf Jahre. Welche Geduld und welcher Fleiß mußte dazu gehören, nur die zu fertigen, die ich in der Manufaktur selbst sah, geschweige die, welche seit Colberts Zeiten die königlichen Schlösser zieren! Unter diesem Mann wurden die Gobelins Musterzeuge für ganz Europa.

So eilte ich von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit in dem reichen Paris, und weil ich zu so vielen kam, kam ich wenig zu mir selbst. Für die innere Einkehr ist Paris kein Ort für den, der seinen Aufenthalt dort nach Tagen berechnen muß, und jetzt wundre ich mich nicht weniger über die Menge dessen, was ich in Paris gesehen, als ich mich darüber freue.

Ich hatte eine Einladung zur Soirée beim **Duc de Broglio**, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erhalten, und ging um 9 Uhr hin; es war sehr voll. Der Herzog ist ein bejahrter schmächtiger Mann, die Herzogin eine schöne geistreiche Dame, die Tochter der

berühmten Staël. Die royalistischen Notabilitäten waren versammelt, selbst die Herzoge von Nemours und Orleans anwesend, liebenswürdige und anspruchlose Erscheinungen. Thiers sah ich auch und hörte ihn lebhaft sprechen. Er ist ein Jüngling mit ergrautem Haar, seine Augen haben ungewöhnlichen Glanz. Ich glaube nicht, daß irgend eine Gesandtschaft in diesen glänzenden Salons fehlte, in denen man sich heiter und ohne Zwang bewegte. Die päpstlichen Nunzien, die ich mir früher immer im violetten Pallium gedacht, gingen gekleidet, wie andre Menschenkinder, ich hätte sie höchstens für protestantische Geistliche gehalten. Die türkische Gesandtschaft mißfiel mir sehr. Die Neuerungssucht des Sultans hat ihr das schöne ideale Nationalkostüm genommen, ohne sie doch ganz zu modernisiren, nun sehen sie aus, wie Bedienten eines Kosakenhettmanns; sie trugen graue Militärröcke, Säbel und russische Mützen, die sie auf behielten, wodurch sie sich auf keine gefällige Weise auszeichneten; Kaftan und Turban würde sie weniger auffallend gekleidet haben.

Unter heitern Gesprächen meist mit Landsleuten verrauschten die Stunden schnell und angenehm; die Buffets spendeten das Köstlichste an Weinen und Leckereien, was Paris darbieten kann; die Apartements waren auf das Geschmackvollste möblirt und dekorirt, das Büffet-

zimmer schien ein blühender Garten; in einem andern Zimmer stand ein Billard. Die ganze Pracht der Einrichtung ist königlich, sie gehört aber auch dem König, und wenn der Minister heute das Portefeuille verliert, schwindet die ganze Herrlichkeit wie ein Schemen, und der neue Minister nimmt Besitz von ihr.

Hier wäre vor vielen der Ort gewesen, den Glanz der Moden zu beobachten, allein solcher machte sich sehr wenig bemerkbar. Die Damen als die treusten Vasallen jener Tyrannin hatten sich natürlich reitzend geschmückt, in der Tracht der Herren aber bemerkte ich eine große Einfachheit, und nichts von jenem lächerlichen Modegeckenthum, das noch vor kurzem, auf Bällen, zumal die Frauenwelt in ein bezauberndes Erstaunen zu versetzen strebte. Alle Herren, die nicht in Uniform waren, trugen Pantalons und Schuhe oder Stiefel. Die meisten Modenbilder, die wir erhalten, sind Schneiderphantasien; man kann in Paris in jeder Gesellschaft mit Anstand erscheinen, wenn man einfach, reinlich, und nicht auffallend gekleidet geht, und braucht nicht, wenn man nicht will, und nicht geradezu abgerissen ankommt, sein Geld an die theuern Pariser Kleiderkünstler zu verschleudern.

Mehr als einmal war ich auf der Ausstellung im Louvre, und mehr als einmal fühlte ich während dem Niederschreiben meiner Reiseerinnerungen mich versucht, ihrer zu gedenken. Allein meinem Grundsatz treu, ausführliche Raisonnements über die 2536 Gemälde, Sculpturen, Holzschnitte, Kupferstiche und Lithographien lebender Künstler, die in den herrlichen Sälen aufgestellt waren, andern zu überlassen, kann ich nur wenig darüber sagen, zumal haben wir bereits ein Langes und ein Breites in unsern Journalen bereits gelesen und wieder vergessen. Daher bleibt mir nur, an einiges wiederholt zu erinnern.

Unter mehrern Bildern der Johanna d'Arc war auch eins von Schnorr von Karolsfeld, aus Wien, dessen angenehme Bekanntschaft ich in dem gegen die rohen Kraftäußerungen der Kunstbeflissenen erbauten Pferch an der ital. Oper machte. Dieses Bild war zu einfach, zu schmucklos, mit einem Wort zu deutsch gehalten, als daß es nicht durch andre verdunkelt hätte werden müssen. Der strenge Ernst in den Zügen dieser Johanna, wie das ganze Bild wird da befriedigen, wo es allein hängt, oder doch nicht unter so vielen. Herr Schnorr von Karolsfeld hat auch ein sehr treues Bild des Königs von Rom, dessen treffliches Herz sich ihm mit Auszeichnung zuneigte gezeichnet, und in Paris lithographi-

ren lassen. Es ist das beste aus den letzten Lebensjahren des jungen Napoleon. — Gleich im Saal in den man zuerst aus dem Vorzimmer tritt, zog Vinchons 25 F. langes und 10 F. hohes Tableaux, eine republikanische Schreckensscene, die Blicke auf sich. Boissy d'Anglas, die Hauptfigur thront wie ein starrer Fels im Nationalconvent, der von Sanscülotten und Damen der Halle wimmelt; einer der erstgenannten hält ihm das blutende Haupt des ermordeten Deputirten Furaud vor, andre bedräuen ihn mit Waffen, und Aspasia Migelli, die Mörderin Furauds, eine schöne Furie, besteigt die Rednerbühne. Es ist gut, daß unsre Maler aus der Geschichte des deutschen Vaterlandes solche Scenen nicht zu verewigen haben. Baron Gros, der berühmte und nun verewigte, hatte mythologische Bilder ausgestellt: Hercules, der den Diomedes, dessen eignen Rossen vorwirft, und Abis und Galathee. Diese Bilder haben dem Maler der Schlachten von Abukir und Austerlitz, und des Pestspitals zu Java eine schonungslose Kritik und lebenmordenden Kummer zugezogen; warum war man so hart, daß der fünfundsechzigjährige Mann noch einmal in die Götter-, in die Jugendzeit zurückging, und vergaß, daß die Zeit der mythologischen Darstellungen vorüber ist? —

Ary Scheffers hochgerühmtes Bild Dante und

Virgil in der Unterwelt, welche den Schatten der Franceska und des Paolo di Rimini begegnen, hing in demselben Saal, und zog viele Beschauer an. Es hat mich nicht in so hohem Grade befriedigt, wie Andre, die zu Lobrednern desselben geworden sind.

Ein Christus im Grabe von Signol zeichnete sich unter den umgebenden Gemälden durch die Eigenthümlichkeit aus, daß er ganz im Geist der byzantinischen Schule gemalt war, steif, marmorkalt, in einem harten und strengen Styl; das Bild blickte wie der Ernst des zwölften Jahrhunderts in die neumodische Zeit.

Unter den vielen Portraits zog mich keines mehr an, als das des bekannten Journalisten Jules Janin von Madame de Schopin, von der auch mehre historische Tableaux die Ausstellung zierten, unter andern ein beifallwerthes, die letzten Augenblicke der Familie Cenci. In jenem Portrait spiegelt sich ganz das heitre Phlegma eines Mannes, der sein Schäfchen in's Trockne gebracht. Behaglich sitzt J. Janin auf einem Lehnstuhl; er steckt beide Hände in die Hosentaschen, und man könnte ihn für einen deutschen Philister halten. Der Blick ist etwas übernächtig, und der ganze Ausdruck überaus selbstgefällig und behaglich. Glückliche Schriftsteller Frankreichs, ihr wißt nicht, daß solch' ein Lehnstuhl, wie hier J. Janin auf einem sitzt, in unserer

Sprache ein Sorgenstuhl heißt. Nomen et omen! Gar manches Bild habe ich mir dort im Katalog bezeichnet, das ich zu erwähnen gedachte, aber die Bilderfülle war zu groß, ich habe die meisten wieder vergessen, und nur einige stehen unvergänglich vor meiner Erinnerung; so eine Madonna mit dem Jesuskind von Demoiselle Ellenrieder, ganz in altdeutscher Manier; ein scherzhaftes Bild von Estienne sen. ein Chorknabe trinkt hinter dem Rücken der Geistlichkeit übriggelassenen Abendmalswein aus; von Gosse: der Bischof von Lisieux schirmt das Leben der Protestanten seines Sprengels, sehr brav und charakteristisch. Legendre's Bilder; Salvator Rosa und der Prophet Jesaias, namentlich das letztere ungemein großartig in der Auffassung. Tief ergreifend ist der Rückzug der großen Armee aus Rußland, von Malbranche, nach Segurs Memoiren. Man sieht den traurigen schrecklichen Zug bis in die tiefste Ferne. Sterbende, Erfrierende und Erfrorne liegen im Schnee; Raben umflattern das zertrümmerte Heer, im Mittelpunkte geht der Mann, von dem der Herr alle die Seelen, und all dieß Blut fordert, er geht mit seinen Soldaten. So viel weiß ich, wäre ich ein Maler, und wäre ich ein Franzose, ich hätte dieses Bild nicht gemalt.

Nun will ich noch von einem Gemälde sprechen,

das vielfache Tadler fand; den Namen seines Meisters brauche ich nicht zu nennen, es ist derselbe, der das Fest Belsazar und den Auszug Israels nach seiner eigenthümlichen großartigen Weise malte, und das Gemälde heißt die Sündfluth. Die Kunstverständigen und die Maler haben viel an ihm auszusetzen. Hauptsächlich daß er nicht malt, wie sie. Mir steht des Künstlers Gedanke immer höher, als seine Technik, und furchtbarer ward wohl noch von keinem die letzte furchtbare Katastrophe des Erdplaneten aufgefaßt, die einzige, von der wir eine schriftliche Ueberlieferung besitzen. Das Bild, von weitem gesehen, glich einer Tafel von gebräuntem Holz mit vielen Masern, und einigen hellen Flecken. Näher besehen entwickelte sich eine zahllose Menge von Gestalten, fast so, wie eine aufgeregte Phanasie dergleichen im polirten Kirschbaumholz, oder auf braunem Marmorpapier erblicken kann. Niemand betrachtete das Bild. Ich trat wieder einige Schritte davon hinweg, bis zur Mitte des Saales, und besah nun lange unverwandt durch mein Theater-Perspektiv das gemalte Epos. Da vergrößerte sich alles, alles trat in richtigen Verhältnissen hervor, in die ungeheuern Schattenmassen fiel Licht, und ließ erkennen, was sich in sie barg. Am Himmel voll schwarzen Gewölks steht die Sonne, blutroth, im lichterlohen Brande, ein Komet

unter ihr glüht im düstern Feuer. Dann steht auch noch der Mond nicht fern, der Satellit der Erde, und scheint mit ihr zu leiden, er ist ganz bleich, sein reines Angesicht hat die Farbe eines Todten. Unendliche Ströme gießen vom Himmel nieder, sie verschlingen alles Land, sie reißen im Donnertosen Menschen, Thiere, Bäume mit sich fort. Ein Wetterstrahl zuckt herab, ein Berg stürzt ein, und begräbt Tausende; andere drängen sich auf den Gipfel eines Berges, und stoßen einander, da es ihnen an Raum mangelt, in den Abgrund. Greise und schöne Weiber liegen auf den Knieen, sie breiten ihre Arme aus; sie flehen wohl zu dem unbekannten Gott? was die Erde in solchen Todesnöthen rang, fragt vielleicht die verzagende Menschheit nach Gott, aber Gott fragt nicht nach ihr, kein „Adam, wo bist du?“ ward da gehört. Man sieht den Tod mit seinen furchtbaren Schrecknissen, viele Leichname liegen da und dort; in der Ferne erblickt man noch Inseln aus dem Meere, aus der steigenden Fluth; sie sind voll lebendigen Gewimmels; Elephantenheerden stehen in dumpfer Ruhe, und heben nur ihre Rüssel hoch empor, vereinzelte Gazellen und Kameele wollen mit schnellen Sprüngen dem nachbrausenden Tod entgehen. Hier ist keine Rettung, keine Arche schwimmt als Verheißung eines schönern Erdentages sicher über den strömenden Wassern. —

Als ich abließ von meiner langen und ernsten Beschauung des tiefernsten Bildes, hatte sich ein ganzer Kreis von Personen um mich gehäuft, die alle der Richtung meines Glases folgten, und nun auch das eigenthümliche Gemälde anstaunten.

Aus den Sälen der Exposition gelangte ich in die der Kunst- und Alterthümersammlung, das Musée Charles X., in welcher eine erstaunenswerthe Fülle von Seltenheiten und Kostbarkeiten aufbewahrt wird.

Zunächst Geräthe des Mittelalters, Arbeiten von Benvenuto Cellini, köstliche, prachtvolle, künstliche Gefäße aller Art von Gold, Silber, Bronze, Glas, Porzellän, Fayance, Majolikas, dann pompejanische Alterthümer, dann in vielen Sälen die ägyptischen, deren Betrachtung in das häusliche Leben jener Nationen tiefe Blicke thun läßt. Man sieht Schmuck und Waffen, Kleidungsreste und Musikinstrumente, Farbekästen, mit welchen die Hieroglyphen und die Mumiensarkophage gemalt wurden, deren Lebhaftigkeit zwei Jahrtausende nicht zerstören konnten, Nadeln und Kinderspielzeug, Becken und Schalen aller Art rc. rc. Wie alt ist doch die Welt. Die Deckengemälde dieser Säle allein schon machen sich sehenswerth, und so ist dem Auge fast zu viel geboten. Die berühmtesten lebenden

französischen Maler stifteten sich hier herrliche Denkmale.

Die großen Antiken, Statuen u. dgl. befinden sich in mehrern Sälen des Erdgeschosses. Durch die Expedition nach Egypten wurde mit einer Menge Kunstalterthümer aus diesem Lande das Museum bereichert; an äußerm Schmuck der Wand-, Fußboden- und Decken-Dekorationen übertrifft jedoch die Glyptothek in München das alte Museum im Louvre, so wie in der Anordnung und Eintheilung der aufgestellten Bildsäulen, und sonstigen Reste des klassischen Alterthums, dessen Geist dort heiterer und freier den Beschauer umweht, wo alles harmonischen Einklang athmet, während hier bald eine allegorische Malerei, bald eine überladene Dekoration im unseligen Geschmack der Perückenzeit stört und ablenkt. Indeß da große Künstler und gute Meister die Schöpfer dieses Schmuckes waren, der ihrer Zeit als Muster des ausgebildetsten Geschmackes galt, läßt sich eben so wenig hierüber ein tadelndes Urtheil fällen, als es leicht ist, in so ausgedehnten Räumen im Geist der jetzigen Zeit geschmackvoll umzuwandeln.

Eines Sonntags, als ich auch in der Ausstellung der Gemälde weilte, ertönte rauschende Musik auf dem Platz, und ich hörte, es sey große Militärparade. Da

am Sonntag ohnedieß der Beschauer zu viele sich durch die Säle drängen, so kostete es mir kein Opfer, den Kunstgenuß für diesesmal aufzugeben. Ich eilte hinab, fand aber bereits die lange Mauer, auf welcher das hohe Eisengitter ruht, welches den Platz zwischen dem Louvre und den Tuillerien theilt und absperrt, ganz mit Menschen besetzt. Es galt, den König der Franzosen zu sehen, der von seinen Prinzen und seinem Generalstabe begleitet, einige neuangekommene Regimenter musterte, daher ich wahrhaftig diesesmal dem schönen Triumphbogen des Karrouselplatzes die gebührende Aufmerksamkeit nicht schenken konnte. Dieser ist 45 Fuß hoch, 20 breit, 60 lang, und oben darauf steht, wie auf dem Brandenburger Thore zu Berlin, die Göttin des Sieges, und sieht sich nach den 4 Pferden um, die einst auch darauf standen, und wieder dahin zurückkehrten, woher sie kamen, nach Venedig.

Als ich sah, daß ich hier den König nicht, wenigstens nicht gehörig sehen werde, verließ ich den Platz, ging in die R. St. Honore, und folgte einigen Herren, die das Ordensband der Ehrenlegion trugen auf dem Fuße nach, als diese eine Thorfahrt zur Linken durchschritten, an welcher die Schildwache jedermann der herein wollte, zurückwieß. Die Keckheit glückte, ich passirte ungehindert, und konnte dem Defilée der Truppen eben so nah

und bequem zusehen, als ich volle Gelegenheit hatte, den König in Ruhe, wie in Bewegung zu erblicken. Louis Philipp ist ein Mann von recht würdevollem Aeußeren, und ich weiß gar nicht, was die Franzosen mit ihrer Birnfigur wollen. Ein kluger Mann ist er auch, sonst hätte er sich nicht so lange auf dem Throne zu erhalten gewußt, und was seinen Geiz betrifft, so mag dieser wohl tiefer liegende Gründe haben. Nicht um die Welt möchte ich König der Franzosen seyn; wahrlich Louis Philipp ist nicht beneidenswerth um die Herrschaft über dem Krater eines Vulkans, um die gegen ihn gerichteten Attentate, und um das Vergnügen eine solche Musterung zu halten, wie die war, der ich eben beiwohnte. Nachdem er die langen Reihen der Regimenter auf und abgeritten, hielt er fest auf einer Stelle, und jene defilirten nun in einzelnen Abtheilungen an ihm vorüber. Unaufhörlich erklang dabei eine Militairmusik, die ich beinah noch nicht schlechter gehört zu haben mich erinnere. So wie eine Abtheilung an dem König vorbeikam, schrie sie auf Commando vive le roi! worauf der König jedesmal dankend den Hut abnahm. Dieß Schreien, Hutabnehmen und Musiciren dauerte gegen eine Stunde. Die Haltung des französischen Militairs ist im Allgemeinen, wenigstens soviel ich dessen sah, nachlässig, und die blutrothen Hosen

der Infanterie sehen abscheulich aus. Gleichwohl sind es gute Soldaten.

Am Nachmittage dieses Tages besuchte und besah ich das Hotel der Invaliden, diesen berühmten, sehenswerthen und herrlichen Bau, der für solchen edlen Zweck wohl seines Gleichen nicht hat. Hier sind noch Trümmer jener Armee, welche den europäischen Continent erschüttert, und bis nach Afrika ihre Fahnen trug, ein trauriger Ueberrest; in diesem Hause schlummern große Schmerzen, große Erinnerungen. Frage die ergrauten einarmigen, einbeinigen Männer, frage den Korporal, dem beide Füße hinweggeschossen wurden, und der auf seinen Stock gestützt, kerzengrade geht, wo sie ihre Wunden holten, und wo sie Invalid wurden? Sie werden dir Vieles erzählen können. In den eroberten Kanonen vor dem Hause liegt ein Stück Weltgeschichte, und wie Blattzeichen ihres großen Buches hängen viele hunderte von Fahnen in der Kirche. Ich war in den Refektorien, in den Küchen, im Dom, und habe von der Höhe der Mansarten das nahe Marsfeld überschaut, wo in der ehemaligen Militairschule ein Theil der Helden sich ausbildeten, der jetzt

im Invalidenhospital das Ende des Kreislaufes seines Lebens fand. In den Krankensälen, die so reinlich so hell, so freundlich sind, und jede Bequemlichkeit darbieten, überfiel mich ein tiefer Schmerz, den ich unfähig bin zu schildern; es war mir, als habe ich, der Fremdling, hier einen nahen, theuern Freund zu suchen, und zu beweinen. Die Krankensäle bilden ein Kreuz in dessen Mitte ein Altar steht.

Bei dieser alten, sich dem Grabe zuneigenden Generation muß ich einer neuen aufblühenden erwähnen, der politechnischen Schüler; diese lebhaften jungen Leute sind alle uniform gekleidet, tragen Bonaparte-Hüte, und so oft ich einen derselben sah, mußte ich an Napoleon denken. Wer weiß, ob nicht einer, der jetzt noch als Schüler der königl. école polytechnique in Paris umherwandelt, einst Frankreich erschüttert, und ihm Gesetze schreibt? Denn dort ist alles möglich.

Im Dom der Invaliden wurden Bellinis Exequien gehalten, da der Erzbischof die Kirchen seines Sprengels dazu verweigerte. Wie unfrei ist man noch im Lande der Freiheit, wenn man die bigotte Dummheit und solche Kirchenfessel erträgt! —

Je mehr ich Paris kennen lernte, jemehr ich sah und hörte, desto mehr sah ich ein, wie vieles zu sehen, zu hören sei, und daß ein jahrlanger Aufenthalt nicht ausreichend, alles erschöpfend zu genießen, da jeder Tag fast etwas Neues bringt. Mit Schreck nahm ich die Eile der Zeit wahr, und hatte doch noch so vieles zu betrachten. Schon zu Hause hatte ich mir vorgenommen, den Physionotypen zu sehen, diese einzige Erfindung des Herrn Sauvage, mittelst dessen es so leicht wird, Büsten und Reliefsportraits in ganz kurzer Zeit ohne langweiliges Modelliren darzustellen. Aus den Beschreibungen hatte ich mir keine rechte Vorstellung machen können, und so betrat ich denn erwartungsvoll das Musée Contemporains, R. Vivienne, No. 8. hinten im Hofe. Mehre kleine Säle hingen und standen voll Portraits und Büsten, und allen sah man an, daß sie gewiß ähnlich sein mußten, so viel Leben und Ausdruck zeigten sie. Niemand störte mich im stillen Betrachten, kein Aufseher, kein Thürsteher war zu sehen, und so kam ich in das Attelier, wo hinter einer Schirmwand gearbeitet wurde. Mit großer Artigkeit ward mir auf mein Bitten das räthselhafte Instrument gezeigt, das nunmehr auch in unsern Pfennig- und andern Magazinen beschrieben und abgebildet ist. Es ist eine runde Scheibe voll unzähliger dünner

Drahtstifte von der Stärke eines Pferdehaares, die durch ein Blech gehen. Es sieht aus wie eine große Bürste, und fühlt sich so an, weich und warm, die Empfindung, wenn es auf das Gesicht gelegt wird, wobei natürlich die Augen geschlossen werden, ist angenehm, und dann steht augenblicklich die Maske in das nachgiebige Instrument eingetieft; durch einen Mechanismus, der nicht gezeigt wird, werden die Stifte fixirt, und der Künstler hat nun sein Modell in Händen, und arbeitet bei dem Guß bloß die Augen, die Haare und das Kostüm aus. Wahrscheinlich, so denke ich mir die Sache, bilden die zurückweichenden Nadeln auf der verborgenen Gegenseite wieder die Maske erhaben, und drücken sie in eine eigends dazu erfundne, geheim gehaltene Masse ab, und die Form ist fertig. Diese Erfindung ist sehr wichtig und kann sehr nützlich werden, ohne doch der wahren Kunst des Bildhauers wie manche glauben, Eintrag zu thun, wenn sie erst allgemein wird; um Todtenmasken abzuformen, bedarf es dann nicht mehr des unkünstlerischen Uebergießens mit Gips, das ohnedieß die Züge drückt und aus ihrer Lage bringt, und Lebenden wird die Zeit des Sitzens erspart; ein leiser Druck mit dem Apparat, der nicht kostspielig sein kann, und der Künstler hat sein Modell.

Einmal auf der harmlosen Jagd nach Sehenswürdig-

keiten bitte ich den Leser, mich in das merkwürdige anatomische Wachskabinet des Herrn Dupont zu begleiten, wo man in meisterhafter Arbeit die Schrecken des furchtbarsten menschlichen Elends sieht. In der Wirklichkeit befindet sich hier nebst vielen andern Gegenständen der Naturgeschichte die Mumie des Negers, die einst in einer Baumwollenkiste verpackt, wohlbehalten nach Europa kam, und an den Sklaven im Weinfaß erinnert, der in Morvells Pascha vorkommt. Wer sich scheut die Präparate in den Kabinets der Ecole de medicine zu sehen, findet dergleichen hier in überraschend täuschender Wahrheit nachgebildet. Hier ist ein grauenhafter Spiegel für Wüstlinge, eine Warnungs-Tafel wider Geschlechtssünden, die erschütternder wirkt, als alle Donner um den Sinai; hierher sollten Väter ihre Söhne führen, und ihnen das Mene tekel zeigen. Was man hier sieht, und wie man es sieht, kann ich nicht beschreiben, es sind alle Foltergrade des Lasters, alle Eiterbeulen der Sünde, es ist ein Schrecken aller Schrecken, ein Scheusal aller Scheusale, und ich wende mich schaudernd davon ab. Aber mancher ist schon zu Herrn Dupont gekommen, hat gesehen, hat gezittert, und ist hingegangen noch am selben Tage in irgend eine Lasterhöhle, und ist geworden wie diese hier. Ecce Homo!

Einen Abend und alle Abend steht in einer der Gallerien des Palais-Royal ein kleiner, komisch aussehender Mann, welcher in ein Mäntelchen gehüllt, vor einer Eingangsthüre umhersteht und von Zeit zu Zeit eine einladende Stimme ertönen läßt. Dieser kleine Mann ist allen bekannt, die das Palais oft besuchen, er ist, so zu sagen, eine stehende Figur geworden, und gehört zum Theatre-Séraphin, oder den Ombres chinois. Ich habe mich nicht im mindesten geschämt, auch diese kleine heitre Kinderbühne zu besuchen; steckt doch im hölzernen Hanswurst oft mehr natürlicher Humor und ächter Volkswitz, als in manchem Komiker, über dessen Späße man weinen möchte. Ich wartete unter Bonnen, hübschen Kindern, Soldaten und andern gemüthlichen Leuten geduldig, bis die erste Vorstellung aus war, denn es wird den ganzen Abend durchgespielt (die Akteurs essen nicht, und werden nicht müde) und nahm dann im stalle (den Sperrsitzen) meinen Platz. Das Lokal ist ganz niedlich, es war zu meiner Freude kein Orchester vorhanden, denn die Musik der Entreakts ist in den meisten Pariser Theatern, selbst im Theater-Français, unter aller Kritik. Das ganze glich einer kleinen deutschen Liebhaberbühne, aber die Tricolore fehlte nicht. Sechs Oellampen machten die Beleuchtung aus, und ehe die Vorstellung begann,

setzte sich ein junges Mädchen an ein kleines, seitwärts stehendes Tafelinstrument, und spielte einige Walzer. Das mechanische Ballet, mit schönem Mohrentanz, das nun folgte war vortrefflich, das chinesische Schattenspiel hübsch. Das Publikum unterhielt sich dabei laut und lustig, und consumirte viele Apfelsinen und vielen Gerstenzucker. Es war so harmlos und zufrieden, wie die Mehrzahl der Abonnenten einer deutschen Leihbibliothek, die sich den Gukuk um die Kritiker, die literarischen Fehden, und das Geklatsch der Tagesblätter kümmert.

Nächst dem besuchte ich das kleine Theater du Palais-Royal, blieb aber nicht lange darin, die Luft in demselben war mir zu drückend, die Possen zu fad. In einer der großen Durchgangshallen fiel mein Auge auf eine pomphafte Inschrift: Café des Aveugles! Also doch vorhanden das berüchtigte Cafe? Und man hatte mir gesagt, es bestehe nicht mehr. Es war das, was von der Nymphe Echo übrig blieb. Die Inschrift verhieß nun wie folgt: Freier Eintritt! Unterhaltende Abendgesellschaft. Aufführung von den neuesten Ouvertüren. Solos von Flöten und Violine, Kunststücke des Wilden, und der Bauchredekunst durch M. Blondelet. Gesänge. Komische und bourleske Scenen und Tableaux aus dem Volksleben, mit Liedern verwebt durch M. Frederic &c. So

viel Herrlichkeiten gegen freien Eintritt, wer sollte da widerstehen? Ich stieg die Treppe hinab und fand in dem geräumigen Souterrain eine zahlreiche, aber ganz anständige Gesellschaft, die dem anrühmenden Aushängeschild nicht entsprach. Es waren hier Bürger mit ihren Frauen und Töchtern, viele hundert Personen, sie sprachen und lachten, und tranken Thee, Limonade oder Bier. Das Bier war nicht schlecht, sondern von der Art, wie man es in Leipzig unter allerlei Namen in den Kuchengärten um die Stadt empfängt, mit Natrum- oder Kaligehalt. Kein einziger dieser vielen Männer rauchte Taback, nicht einmal eine Zigarre. Ein eigner Gebrauch herrscht in Paris, daß man zu Bier, auch in den vornehmsten Kaffeehäusern, stets einige Schnitte hartgebackenen Mantelbrotes bekommt, an welchem man sich füglich die Zähne ausbeißen kann. Die Unterhaltungen bestanden nun darin, daß ein kleines Virtuosenchor schlechte Musik machte, ein als Wilder gekleideter Mensch seine Geschicklichkeit als Paukenschläger producirte, und ein zahmer Mensch eine Scene spielte und sang, die kein Ende nahm, und deren Lokalbeziehung ich nicht verstand. Daher ließ ich die etwa noch übrigen Genüsse dieses reichlich gefüllten unterirdischen Paradieses, uud suchte wieder die freie Luft der Oberwelt.

Ein Abendessen bei Perigord entschädigt für alle schlechten Comödien; seine Speisekarte ist ein Buch mit Holzschnitten, ein Gesellschafter für Geist und Magen; die Holzschnitte sind so fein wie die Gubitzischen. Bei der heitern Ungebundenheit, mit welcher ich Paris nach allen Richtungen durchstrich und durchstrebte, und Vieles zu notiren vergaß, weiß ich bei weitem nicht mehr alle Namen der Orte, wo ich geweilt, und mich geistig oder leiblich vergnügt und ersättigt. Ich habe bei Galignani gelesen, und im Italie mir wahrsagen lassen; habe die Julitrophäen am Louvre mit stillem Antheil betrachtet, und das älteste Haus von Paris, das Hôtel Chuney, besehen; habe den Büchervorrath des Antiquar Techner gemustert, und auf dem Quai beim Pont des Arts, leichtfertige Chansons gekauft, scherzhafte Couplets, die auf dem kleinen Theater eingelegt werden, und dann von Mund zu Mund gehen, schöne Arien für Nähterinnen und gefühlvolle Schneider, leichte Satiren u. dgl. Um diese fliegenden Blätter scheint sich die Polizei wenig oder gar nicht zu kümmern; es sind viele preisende Lieder auf Napoleon dabei, und die Volksstimme ergießt sich bald in sentimentale Klagen, bald jubelt sie freudig und neckelustig durch den Wald des Gesanges. Wen sollte folgende Strophe, nur der Anfang eines längern Liedes, nicht rühren?

Dernières paroles du fils de Napoléon à la France.

Adieu moments d'ivresse!
Rêves de ma jeunesse,
La mort dejà m'oppresse,
Et vient glacer mon coeur.
Proscrit dans ma misère,
Pleurant toujour mon père,
En vain mon ame espère
Un terme à sa douleur.
Adieu France chérie!
Que n'ai-je pu t'offrir mon bras!
O ma belle patrie,
Je pleure mon trépas etc. etc.

VI.

An einem schönern Tage, als der war, der mich nach Versailles brachte, fuhr ich nach St. Denis, und erreichte bald diese Stadt mit ihrer ehrwürdigen Abtei. Der Weg dorthin gleicht einem Spatziergang. Man blickt auf unzählige Villen und Ortschaften; der Montmartre liegt imponirend da, und der stolze Notre-Dame des Vertus winkt einladend zu einem Besuch in der nächsten Nähe herüber. Ich bereue jetzt, daß ich den kleinen Umweg über diesen Ort nicht gemacht habe. Die berühmte Cathedrale von St. Denis tritt von weitem nicht so auffallend hervor, und enthüllt ihre Schönheiten erst dem naheuden Freund und Bewunderer. Die Vorderseite zeigt drei prachtvolle Portale nebeneinander, der ganze Baustyl ist byzantinisch, und die reichen Sculpturen athmen jenen wunderlichen Geist des Alterthums, an dem sich unsre Forscher oft

schon gedeutelt haben, und von dem man noch immer nicht recht weiß, ob er das Spiel der Phantasie der Baumeister und Steinmetzen, oder eine Hieroglyphe seiner Zeit, vielfacher Deutung fähig, oder eine mythische Symbolisirung astrologischer, geschichtlicher, maurischer, häufig sehr byzarr ausgesprochener Ideen sein soll. Leider haben viele Figuren der äussern Bildwerke das Loos des heil. Dionysius erlitten, die Köpfe sind ihnen abgeschlagen worden, und kein Wunder hat sie ergänzt. Je länger ich mich in das Anschauen der Portalfiguren vertiefte, je mehr fühlte ich, wie nur ein langer Aufenthalt befähigen könne, hier in Einzelheiten einzudringen. Die Sculpturen haben mich lebhaft an jene erinnert, die am Dom zu Worms noch übrig sind. Fast alle Gestalten am Mittelportal halten Musikinstrumente in den Händen, von seltsamer alterthümlicher Form, schon in dieser einen Beziehung sind sie äußerst merkwürdig, ich glaube, daß wir bei weitem die Mehrzahl der in der Frühzeit üblichen Klangwerkzeuge nicht kennen, ihre Namen nicht wissen. Athenos. Kircher hat lange nicht alle, und es wäre verdienstlich, ein Werk mit Abbildungen über dergleichen herauszugeben, ähnlich dem Trachtenbuch des Mittelalters.

Die Figuren des linken Portals zeigen den Thierkreis; zur linken Seite der Thüre oben sitzt ein schla=

fender Mann, abwärts folgen Stier, Widder, Wassermann, Fische, zur rechten die Zwillinge, Jungfrau und Waage vereint, statt des Scorpions eine achtfüßige Kröte; Schütze und Steinbock, Löwe und Krebs fehlen.

Am rechten Portal sind kleine Rundbilder der Monate angebracht, auch über diesen, rechts und links, ruhende Menschengestalten. Der Anfang ist unten, rechts. Ein Janus steht zwischen zwei Thürmen, aus der Pforte des einen führt er ein Kind, wie deutsam! Was in der andern steht, ist nicht mehr zu erkennen. Den Februar bezeichnen zwei sitzende Gestalten, eine schürt ein Feuer an; den März deuten zwei Männer an, welche Bäume ausputzen. April hält zwei Blumensträuße, Mai zeigt einen Mann, der ein Saumthier führt. Wanderzeit. Den Juni vertritt ein Mann, welcher Gras mäht, Heumonat; den Juli ein Kind, das Korn schneidet. Das Augustbild ist sehr verstümmelt, ein Mann in halbgebückter Stellung, er scheint baden zu wollen. September zeigt einen Faßreiter, der mit einem Gefährten einen großen Becher hält. Im Oktober pflückt einer Obst, und füttert Schweine. November zeigt das Schwein geschlachtet; das Decemberbild läßt zwei Männer am Tisch sitzend, erblicken. Der Jahreskreis ist geschlossen, sie halten Rast, vielleicht

auch Rath. So erblickt man hier die Urtypen der noch heute üblichen Kalenderbildchen.

Wie am Kölner Dom und Straßburger Münster, so wird auch hier im Geist des Alterthums erneut und ergänzt, und es ist bereits sehr vieles wieder hergestellt.

Wunderbar, einfach und schön stehen an dem Portal der nördlichen Seite die zum Theil restaurirten Bilder der alten Könige Frankreichs: Ludwig Capet, Robert, Heinrich, Philipp, Ludwig VI. und Ludwig VII.; alle stehen sie auf gekrümmten Menschengestalten, Capet auf einem Centaur. Ueber ihnen wölbt sich ein Bogen, der 32 Königsbilder trägt, und die Mitte des Portals über der Thür stellt das Martyrium des h. Dionys dar.

Das Innere der schönen Kathedrale, in welcher auch gebaut und gemeiselt wurde, bietet viel Sehenswerthes an Epitaphien und Bildwerk dar; ihr merkwürdigstes jedoch ist die unterirdische Halle, welche die Königsgräber enthält, und von diesen sind es wieder die ganz alten Grabmonumente, auf denen nur in einfachen Linien auf Mosaikgrund die Heldengestalten gezeichnet sind, die mir jene Nonnengrabsteine in der Maria zum Kapitol in Köln ins Gedächtniß zurückriefen. Hier ruhen die Gebeine Clovis I., Clotars, Chilbrichs, Childeberts, der Fredegund, Dage-

berts I., des Gründers der Abtei St. Deys, und so vieler andern Herrscher und Herrscherinnen Frankreichs, die oft beunruhigte Asche hofft jetzt auf langen Frieden. Die Marmormonumente der später Heimgegangenen sind gleichzeitig, schön, aber modern; die Leiber der todten Könige sind fast nackend in offnen Sarkophagen liegend, abgebildet. Friede sey mit St. Denys und seiner Königsgruft! —

Wie vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist, so führten mich Weg und Zufall, die den Fremden in Paris allenthalben auf Neues und Ueberraschendes leiten, als ich an dem Triumphbogen der Port St. Denys vom Wagen stieg, von der sinnigen Betrachtung jener ernsten Denkmäler, zur Beschauung einer mikrologischen Künstelei, die schon in mancher Stadt vieles Aufsehen machte, in Paris aber zu dem Alltäglichen gehört. Ich ging dem Boulevard Mont-Martre entlang, als ich auf einer Leinwand wieder riesengroße Flöhe angemalt sah, und las, daß hier die berühmten abgerichteten Flöhe zu sehen seyen, welche Kanonen ziehen, sich duelliren, ꝛc. Ich zahlte meinen Franc und sah die Künste, sah aber auch, daß es mit

dem vorgespiegelten Abrichten der Flöhe nichts sey, als eine lächerliche Täuschung. Allerdings ziehen diese kräftigen Thiere kleine goldne Kanonen, Wägen, einen Elephanten sogar, und einer setzte ein Karrousel in Bewegung, allein wer sich einbildet, sie thäten das durch Dressur, der irrt, sie thun es, weil sie nicht anders können, und nur ihr Streben, sich aus den Fesseln zu befreien, ist das Triebrad ihrer Bewegung. Bewundernswerth ist die Feinheit der kleinen Kunstwerke, Kettchen, Schiffe, Kutschen rc.; bewundernswerth die Geduld und Kunst, dem Thier die Fessel anzulegen, ist dies geschehen, so ist auch alles gethan, der Floh läuft vorwärts, das leichte Räderwerk folgt; er geht im Kreis, und treibt das Karrousel, weil eine goldne Stange an seinem Rücken ihn nöthigt, im Kreis zu gehen. Mit dem Duell ist auch nichts, das kann jedermann nachmachen. Zwei Flöhe werden mit feinen Pinzetten gepackt, fest- und einander gegenüber gehalten, jeder bekommt eine Faser von der Fahne einer Feder in die zappelnden Beine, diese stellt das Schwert vor, die Faser hackt sich mit ihren feinen Zacken in die mikroskopischen Haare der Flohbeine, und bewegt sich hin und her, so ist das Duell fertig. Wer Lust und Zeit und einen kleinen Apparat zu solchen Spielereien hat, kann sie nachmachen und seine Freunde überreden,

wenn sie so dumm sind es zu glauben, man könne Flöhe dressiren, wie Hunde und Kanarienvögel.

Die beiden Triumphbögen an der Porte St. Martin und an der Porte St. Denys sind sehenswerth und wurden unter Louis XIV. errichtet; früher waren beide Stadtthore, jetzt stehen sie isolirt da, Wälle und Schanzen sind verschwunden, die Stadt ist weit hinausgerückt, und hat die alten Thore hinter sich zurückgelassen.

Ich besuchte, einmal in diesem Stadttheil, das Theater der Porte St. Martin. Dasselbe ist wichtig für die Geschichte der neuern französischen Bühne. Hier erblühte die Schule der Romantiker, hier bildete sich mehr und mehr eine kräftige Opposition gegen das starre Festhalten am alten klassischen Styl und den alten strengen Regeln, hier pflückte Hugos und Dumas Muse ihre ersten frischen Lorbeern. Man schilt auf die Boulevard-Theater und ihr ebenso benanntes Publikum, allein wo irgend sich eine Kunst, eine Idee, eine Ueberzeugung losringt aus alten Fesseln, wird gescholten, und sie darf nicht darauf achten, wenn es ihr Ernst ist, sich zu behaupten. Damit will ich jedoch keineswegs dem Geschmack das Wort reden, der das Repertoir dieser Bühne leitet, denn sie ist es, von der uns, leider, jene monstreusen Melodramen, jene unsinnigen Tragödien zukommen, die der lauernde Heißhunger unsrer Ueber-

setzer nicht schnell genug als Zugstücke unsern Bühnen überliefern kann, wie denn nichts leichter zu uns Weg und Steg, Nachahmung und Bewunderung der Masse findet, als das, was der gute Geschmack in Frankreich selbst nicht achtet und von sich abwehrt. Immer will Frankreich uns seinen Abwurf als Schnepfendreck auftischen. Das Haus ist sehr geräumig, es hat drei Logenreihen, Parterre und eine Gallerie. Die Beleuchtung könnte besser seyn, der Malerei merkt man das Alter an. Ich sah das fameuse Stück: Dreißig Jahre, oder drei Tage aus dem Leben eines Spielers; es wurde gut gegeben, und ganz im alten Kostüm, was überhaupt auf den französischen Theatern sehr üblich ist. Hierauf folgte: La Nonne Sanglante, die blutige Nonne, ein Spektakelstück, das wir ja wohl bald erhalten werden. Schon im ersten Akt sieht man die Katacomben mit zahllosen Gerippen, die Heldin wird hineingeführt, allein gelassen, ein Fels stürzt ein und versperrt ihr den Ausgang, ihre Lampe erlöscht — eine Situation, die sich wie ein pressender Incubus auf die Brust des Zuschauers legt. Mehr will ich nicht verrathen.

Während meines ganzen Aufenthaltes in Paris regnete es nur einmal an einem Vormittag zwei Stunden

lang, gerade lang genug, um zu zeigen, welch ein Schmutz die Gassen der Weltstadt bei schlechtem Wetter füllt und deckt. Die Tage wurden immer sonniger und wärmer, und an einem solchen unternahm ich eine große Wanderung; ich fuhr gleich früh hinüber in das lateinische Viertel und in die Rue St. Jacques, wo mein oben erwähnter Landsmann nahe dem Pantheon wohnte. Im Pantheon soll auch ein Eingang in die Katacomben seyn, doch sah ich diese nicht, man sagte mir, sie würden gänzlich verschlossen gehalten, um Unglücksfälle zu verhüten. Wir gingen durch viele Straßen, und es fielen mir in diesem Stadttheil die häufigen Ankündigungen auf, welche Hülfe gegen die Maladies secrets, meist durch Kräuter, ohne Merkur, bei diesem oder jenem Doktor verhießen, der sich anheischig macht, mit Sassafras und Sassaparille den Teufel auszutreiben. Die Homöopathie hatte in Paris, als ich da war, noch wenig Fortschritte gemacht, und ein Mann sagte mir ganz ernsthaft, und derb deutsch: „Sie müssen nicht glauben, weil die Deutschen den Franzosen alles nachmachen, daß wir hier auch die deutschen Schwindeleien und Windbeuteleien nachäffen.“ Jetzt soll es anders sein, allein ich glaube, die Homöopathie wird der Gunst einiger Vornehmen ungeachtet, in Paris nicht durchdringen, denn Quacksalberei ist dort an der

Tagesordnung, das Medizinalwesen steht auf einer weit geringern Stufe, wie bei uns, und Aerzte und Apotheker wetteifern mit einander an Charlatanerie. In den Apotheken stehen wie zu Paracelsus Zeiten, Schlangen, Mißgeburten und andres Zeug in Spiritus oder ausgestopft zur Schau, tausenderlei Pasten, Pillen, Plätzchen, Küglein, gegen alle möglichen Krankheiten, tausenderlei Arcane sind ausgestellt, und große Flaschen mit farbigen Wassern strahlen, ächte Blendwerke, Abends einen magischen Schein auf die Straße hinaus. Alles ist geldlockend angelegt, vieles wird unentgeldlich verheißen, was am Ende doch schweres Geld kostet.

Wir kamen auf unsrer Wandrung an der schönen im griechischen Styl erbauten Kirche St. Sulpice vorbei. Am Ort einer alten Kapelle des heiligen Sulpicius legte Anna von Oestreich den Grundstein zu dem stattlichen Gotteshaus, das sich aber erst spät der Vollendung erfreute. Ihr Inneres ist erhaben und prächtig, vornehmlich zeichnet sich die hinter dem Hochaltar befindliche Kapelle der Jungfrau aus, deren hohe Kuppel von Lemoin gemalt wurde, und die durch ein von unten nicht zu sehendes Fenster beleuchtet wird. Sehenswerth sind unter andern die Fresken von Guillemont, 1525 gemalt: Vinzent von Paulq bei dem sterbenden Louis XIII.,

und derselbe spricht zu den barmherzigen Schwestern zu Gunsten der Findelkinder.

In St. Sulpice erklangen düstre Responsorien. In der Mitte der Kirche stand ein hoher Katafalk, grüne Flammen loderten aus riesigen Kandelabern um das schwarz behangne Castrum Doloris. Wem gelten diese Exequien? O das ist eine traurige Geschichte. In der R. d'Enfer, in der Höllenstraße, wohnte Herr Vivant, reich, jung, ein Mann der recht gut das Wörtchen von vor seinen Namen setzen konnte, nämlich im besten Sinn. Er liebte mit der Leidenschaft der Jugend eine junge Modistin, er wollte sie heirathen. Sein Vater wollte diese Ehe nicht, es ward ein Stück Kabale und Liebe gespielt. Dem Liebhaber ward vorgelogen, seine Marion besuche ein verdächtiges Haus, sie wurde ihm als ein Scheusal von Verworfenheit dargestellt, während man ihr die Verbindung ihres Geliebten mit einer Genossin ahnen ließ, eine Verbindung, wie sie in Paris üblich sind, wo man wohl die Freudenkelche des Eheglücks leeren, aber die Dornenbahn des Lebens nicht bis zum Ende mit einander gemeinschaftlich tragend, durchwandeln will, wo man die Liebe und die Wollust emanzipirt, und die Ehe desavouirt. Die beiden Liebenden kamen zur Erkenntniß des ihnen gespielten Betrugs, und starben in Marions Zimmer, man fand beide in

ihrem Blute schwimmend, tod. Bänkelsänger sangen auf den Straßen ihre Geschichte, und für einen Sous kaufte man ein großes fliegendes Blatt, dessen obere Hälfte ein greller Holzschnitt füllte, der den Doppelselbstmord darstellte.

Wir gingen durch den Garten des Luxembourg; er war voll fröhlicher Kinder, die im Strahl der Frühlingssonne wie Mücken tanzten, sonst war er wenig besucht; wir durchwandelten die lange Allee, und kamen in den ödesten Stadttheil, hier sind Straßen, die wie ausgestorben scheinen, hier rollt kein Cabriolet, fährt kein Fiakre, kein Omnibus erstreckt bis zu dieser Ferne seinen Cours; wenige Menschen begegnen, es ist eine andre Stadt, eine andre Welt; die Häuser sind durch Gärten getrennt, deren hohe Mauern mit Stacheln und Scherben von Glasbouteillen gegen das Uebersteigen gesichert sind. Es geht allmählig bergan, und ein unermeßlicher Horizont wird frei. Hier liegt das Observatoire, die Sternwarte, passend und schön. Wir gelangten auf den Boulevard St. Jacques, eine nicht sehr breite Allee, mit Trottoirs, zwischen freundlichen Villen wird bisweilen der Blick auf die tiefer liegende Stadt frei, deren Geräusch nicht

bis herauf zu dieser ländlichen Stille dringt. Es war ein schöner, heitrer Spatziergang, und ich drücke im Geist meinem Landsmann noch heute für seine Begleitung dankbar die Hand. Die Boulevards de la Sante, de la Glaciere, (wo man den kleinen Bach der Gobelins sich durch Wiesen winden und in Gärten verlieren sieht) und B. du Midi wurden zurückgelegt, und im Gespräch nicht nur der schönen Landschaft, die sich vor den Blicken aufthat, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, sondern auch freundlich der Heimath, der fernen Freunde gedacht, mancher Treue auch wohl herbeigewünscht, den Genuß zu theilen.

Wo die Straße beim Boulevard d'Italie einen Winkel bildet, beginnt der lange Boulevard de l'Hopital, und senkt sich wieder abwärts. Wie ein großer Fürstenbau liegt unten die Salpetriere, und der Blick von diesem Punkt auf die Seine, die sanften Anhöhen die mit unzähligen Landhäusern geschmückt sind, ist göttlich schön. Man erblickt den Park von Vincennes, sieht die Orte Charenton und Constans, und überschaut fruchtbare Aecker und Ländereien. Es kam mir ganz fremd und ungewohnt vor, als ich so nahe bei Paris durch ein Kleefeld ging, um einen kleinen Erdhügel zu gewinnen, von dem aus wir die Aussicht in der ganzen Fülle ihrer Schönheit genießen konnten. In so heitrer

Stimmung, wie sie nur immer im Gemüth der reine und frohe Naturgenuß erzeugt, trug ich kein Verlangen, das menschliche Elend, überhüllt von den tiefsten Schatten, zu sehen; wir gingen der Salpetriere, diesem größten Hospital von Paris, das mit seinen Höfen und Gärten eine Fläche von 34,320 Quadrat-Toisen Landes bedeckt, vorüber, und sahen nur an dem wohlbewachten Thor einige alte wahnsinnige Weiber.

Wir nahmen in einem Caffe auf dem heitern Platz des General Valhubert, der vielleicht jetzt einen andern Namen hat, gegenüber der Austerlitz-Brücke eine Erfrischung ein, und gingen dann in den herrlichen auf diesen Platz stoßenden Jardin des Plantes, den man nicht oft genug besuchen kann. Hier grünte und blühte der Frühling, und die musterhaften Anlagen entwickelten alle ihr jugendliches Grün, ihre frische Lebensfarbe und Blumenfülle.

Wie interessant, wie belehrend ist das Verweilen bei den königlichen Menagerien! Das Thierleben bietet ungemein reichen Stoff zu sinniger Betrachtung. Es war die Stunde des Mittags, die satten Hyänen schliefen und streckten die Füße aus dem Gitter ihres Käfigs, die Löwinnen waren wach, und lagen wie ruhende Sphynxe; auch der Königstieger schlummerte, und athmete in langen Pausen, unruhig blinzelte er mit den

Augen, wenn eine spielende Mücke sich auf seine dunkeln Wimpern setzte. Der schwarze langhaarige Bär schlief mit offnem Rachen, in einen Knäuel zusammengeballt, und wackelte mit den Pfoten. Ein Zuschauer warf etwas in den Käfig, da wachte er auf, und rutschte mit unwilligem Gemurr in den Hintergrund. Wir sehen in unsern Menagerien die Thiere meist in Bewegung und bei der Fütterung, ihre Siesta ist aber nicht minder beachtenswerth. Nur halbschlafend, mit offnen Augen und ruhig lag der junge Panther aus der Barbarei in seiner Ecke, und der kleine bengalische Panther saß wie eine Hauskatze, wenn sie sich im behaglichen Zustande fühlt. Unermüdlich gingen die schönen Jaguare umher.

Auf grünen Matten ruhten in ihrem umzäunten Bezirk die Hirsche von Louisiana, und dachten vielleicht an ihre heimathlichen Wälder; auch die Thiere haben Erinnerung.

Den Rennthieren war es schon zu warm, sie blieben in ihrer kühlen Hütte, aber die Strauße rannten umher, und wälzten sich auf der Erde. O Afrika, wo ist dein heißer Sand? —

Dort stand die Giraffe, sie wandelt wie ein ägyptisches Wunderbild. Ihre Gesellschaft sind zwei kleine Büffel, aber es erscheint neben ihr alles klein, selbst die Elephanten. Sie wedelt sich die Mücken mit dem

Schweif weg, und blickt mit den großen, klugen und unruhigen Augen nach allen Seiten. Ihr Schritt ist bedächtig, knickend, wie beim Elenn. Es ist ein herrliches Thier! Was ist alles Besehen der Kabinete und Museen? Eine Todtenschau, ein todtes Schauen. Das Leben, das Leben allein giebt wahrhafte Belehrung, ein fremdes Thier in seinen Bewegungen, seinen Gebehrden zu beobachten, an Bau und Wesen seine Naturgeschichte zu studieren, ist außerordentlich reitzend, daher halte ich es für wohlgethan, heranwachsende Jugend recht frühzeitig und so oft es möglich ist, Menagerien sehen zu lassen.

Dort saß der Kontor, der stolze Königsgeier, er wühlte mit dem krummen Schnabel in seinem rabenschwarzen Gefieder, und sein rother Kamm schwoll an. Jetzt! Jetzt breitet er die ungeheuren Schwingen aus, stolz erhebt er den nackten Hals, er bläht den Flammenkragen, doch ach, er kann ja nicht fort. Er fliegt nur von dem Ständer auf den Boden, und wieder hinauf. Armer königlicher Gefangner! Einsam wie Du, saß der Adler Frankreichs auf Helena. Die Adler aber sitzen stumm, der ägyptische Geier sehnt sich nach Aas, und die Reiher stehen dumpf und stumpf, wie ausgestopft.

Ich sah die starke Zeder vom Libanon, die Jussieu

1735 pflanzte, und die mächtigen Wallfischskelette, ich sah das ganze überreiche Museum, es hat nicht seines Gleichen. Vor allem sind es die Reste der Urwelt, die Schädel, Zähne und Knochen der Riesenthiere, welche die Erde nicht mehr trägt, die unsre höchste Bewunderung in Anspruch nehmen. Bald werden die merkwürdigen Thierfährten, die man in meiner Nähe, bei Hildburghausen auffindet, auch ihre Stelle unter den räthselhaften Wundern der vorzeitlichen Schöpfung einnehmen, und die französischen Forscher beschäftigen. Ich brachte die erste Ankündigung derselben mit nach Paris, und es ward ihrer in der 6. Nummer der **Revue** du Nord ausführlich gedacht.

Wir verließen in jeder Hinsicht reich befriedigt, die Museen und den Garten, zahlten unsern Brückenzoll an der Pont d'Austerlitz und wanderten, nachdem wir noch einen Blick den Strom entlang hinab und hinauf geworfen, über den Boulevard Bourdon zu dem Platz, auf dem einst die berüchtigte Bastille stand. Dort steht noch das Modell des kolossalen Elephanten, den Napoleon zum Andenken an die Revolution von Bronze errichten lassen wollte. Paris selbst war der Elephant, und

die Bastille der Thurm auf seinem Rücken, den er abwarf, als er ihm unerträglich wurde. Neben dem Elephanten, der bald in sich selbst zusammenfallen wird, baute man am neuen Julimonument, das eine Säule ähnlich der Vendomsäule werden soll; was darauf kommen soll, wird die Zeit lehren, die es vielleicht auch übernimmt, etwas darauf zu stellen, an das jetzt noch kein Mensch denkt, denn der Wechsel ist Frankreichs Usurpator und Gott.

Von da nahmen wir ein Cabriolet, und fuhren die Boulevards entlang um den vierten Theil der Stadt Paris, zur äußersten Barriere der Vorstadt St. Denys hinaus und auf den Montmartre. Die kleine Stadt, die auf dem Berge liegt, hat nichts ausgezeichnetes und nichts festungsähnliches. Durch die düstre verfallende Halle der ehemaligen berühmten Wallfahrtkirche dieses Calvariberges gelangt man zur Treppe des Telegraphenthurms, von dessen Gallerie man einer unbeschreiblich schönen Aussicht genießt. Um den Berg her liegt viel ödes unbebautes Land; außerdem sieht man über unermeßliche grüne Saatfelder. Unten liegt die ungeheure Stadt; aus dem duftüberwogten Häusermeer tauchen Kirchen und Paläste wie Schiffe auf. Die ganze Landschaft ist, so weit das Auge reicht, mit Ortschaften, Häusern und weißen Gartenmauern übersäet. Wer sich, wie

ich, den Montmartre nahe bei Paris gedacht hat, wie er auch zu liegen scheint, erstaunt über den Zwischenraum von Land und Feld, der die Bergstadt von der Weltstadt trennt.

Noch einmal sah ich Paris im Sonnenuntergang, und rief ihm ein Lebewohl zu; es war nur noch ein Tag mein, dann trug mich die Post wieder hinweg aus dem lauten Lärm in die stille Heimath, der ich tausend Grüße zusandte. Gesehen hatte ich unendlich viel, erlebt nur wenig, dieß war bei so kurzem Aufenthalt auch nicht wohl möglich, doch glaube ich die vergönnten Stunden gut benutzt, und die heitre, durch keinen Unfall, durch keine Reue getrübte Rückerinnerung an Paris nicht zu theuer erkauft zu haben. Der Salamander hatte mich gut geleitet, und ich pflege dankbar den zu mir in so geheimnißvolle Beziehung getretenen Dämunculus. — Am Abend besuchte ich noch den Cirque Olympique, auf dem Boulevard du Temple, ein schönes Haus, das von unten bis oben ganz im maurischen Geschmack gemalt und decorirt ist, ich sah hier ein Melodram in 5 Tableaux, und das non plus ultra der Reitkunst von Franconi und seiner Gesellschaft. Nach der equilibristischen Vorstellung folgte die theatralische, mit leichter Mühe wurde das Orchester mitten in den Zirkus geschoben, die Bühne erweitert, verändert, und

für die Darstellung praktikabel gemacht. Man kann sich's in diesem Theater bequem machen, und während der Vorstellung Bier trinken. Mein Krug wurde mir entführt, da ich eben ein wenig schlummerte.

Noch einen Gang zum Père la Chaise, wie ich mir selbst gelobt; ich wollte einen Todtenkranz kaufen, uud mit nach Hause nehmen. Ich sah das gothische Grabmal von Heloise und Abälard und alle die andern, die prunkenden und die einfachen, aber ich verabschiedete den Cicerone bald, der sich mir beim Eingang aufdrang, gab ihm sein Geld, und blieb allein. Es war ein wunderschöner Morgen, der Kirchhof zumal nach der weniger bebauten Seite hin, ganz ein grünender Garten, und ich bildete mir ein, es sey der Tag ein Ostersonntag, da ringsum die Natur das Auferstehungsfest beging. Es giebt Stunden in unserm Leben, die wir gleich stillen Feiertagen heiligen sollen, Stunden, in denen das Ewige und Hohe, die Ueberzeugung von einem künftigen Sein und einem Wiedersehen in einem andern Leben uns nahe treten, wie Boten des Herrn, wo die Seele Flügel gewinnt und Schwingen ansetzt zum Traumflug in das Jenseits, und alle Erdenlasten,

Bedrückungen und Erbärmlichkeiten von ihr fallen wie Puppenhüllen, die freie Schmetterlinge abstreifen. Wenn wir solche Stunden heiligen, so heiligen sie uns, und lassen lange im Gemüth die verklärenden Strahlen von dem Licht zurück, das vom Ewigen stammt.

Auf dem Kirchhof dachte ich wieder des armen Kotzebue, auf dessen Reisebuch: „Meine Flucht nach Paris“ ich noch einmal zurückzukommen versprach. Ich war nahe daran, Paris zu verlassen, und nun fielen mir seine Klagen, seine Lamento's ein; wie viel befriedigter, als er, konnte ich aus dieser Stadt scheiden. In seiner damaligen Stimmung, den gerechten Schmerz über einen großen Verlust ganz abgerechnet, soll keiner nur einen Tag weit reisen. Er klagt, daß er nie vor halb 9 Uhr im Kaffeehaus habe Frühstück erhalten können, ich habe in der Regel um 7 oder halb 8 Uhr Kaffee getrunken; daß der Kamin die Zimmer nicht durchheize und nur von vorn wärme; in unserm Zimmer war es recht behaglich warm, wenn wir für nöthig fanden, heizen zu lassen. Daß man erst gegen Abend speiße; man kann dieses ganz nach Belieben halten, und findet immer einen gedeckten Tisch. Daß Wein und Essen schlecht und theuer sey; auch davon habe ich das Gegentheil erfahren; sollte sich denn Paris so sehr verändert haben? Er klagt über harte und kalte Betten;

ich habe so gut geschlafen, wie zu Hause; wer den Mysantropen in sich selbst wohin bringt, der wird sich nirgends froh und leicht fühlen. Er hat es unleidlich gefunden, auf der Straße nicht seinen „Grillen nachhängen" zu können, vielmehr die Augen aufthun zu müssen, um nicht gestoßen, gerädert und von Verkäufern angesprochen zu werden! Er klagt, wenn man sich eines Fuhrwerks bediene, hinge man mit hundert Wagen unversehens zusammen. Die Cabrioletführer sind die besten Kutscher der Welt; ich bin vielleicht 50mal gefahren, auch durch ganz enge Straßen, und bin nie angestoßen, nie hängen geblieben. Er hat sich mit den Fiakres gezankt, ich mich nie mit einem. Die Luft, der Nebel und der Rauch haben ihn inkommodirt, dazu konnte er freilich so wenig, als ich zu dem Glück, immer heitern Himmel in Paris zu haben; endlich aber bricht er in Klagen aus über den Egoismus der Menschen, und die Prellerei allenthalben. Ich bezweifle sehr, daß die Handel- und Gewerbetreibende Klasse in unsern großen Städten weniger auf ihren Vortheil bedacht ist, wie der Pariser Bürger; man hat ihm eine gemalte Hündin verkauft, die braun war und dann weiß wurde. Armer Kotzebue! Wer die Zauberformel des Lebens nicht vorwärts und rückwärts sprechen kann, darf keinen seiner Freudengeister beschwören.

Der letzte Tag unsers Aufenthaltes brach an. Ich sah an ihm noch das Diorama in der Nähe des Wasserschlößchens (so heißt eine der schönsten Fontainen in Paris) es war der Hafen von Gent aufgestellt, und eine Messe um Mitternacht. Ich hatte bereits Dioramen von Gropius gesehen, deren künstlerische Vollendung nichts zu wünschen übrig läßt, doch blieben jene, die verschiedenen Beleuchtungen und Lichtreflexe abgerechnet, unverändert, unbelebt. Bei der Messe um Mitternacht blickt man in das Innere einer im Jesuitenstyl erbauten großen Kirche, sie ist fast ganz schmucklos, und leer. In der Tiefe gegen den Hochaltar hin stehen, wie das in Frankreich und Belgien üblich ist, viele Strohstühle. Es wird dunkel, und immer dunkler, endlich ganz Nacht. In der tiefsten Tiefe blitzt ein Licht auf, die Kerzen am Altar entzünden sich, es wird lichthell, und der Hintergrund ist voll andächtiger Beter; am Altar steht der Priester, auf den Stühlen sitzen, vor ihnen knieen Andächtige jeden Geschlechts, die Orgel ertönt feierlich; es wird wieder dunkel, dann wieder hell, die Kirche ist leer, wie vorher. Der Eindruck, den dieß stille zauberhafte Kommen und Verschwinden der Menschengestalten macht, ist unbeschreiblich.

Solcher optischen Ergötzlichkeiten bietet Paris unzählige, man kann nicht alle sehen, da sind Panoramen,

Georamen, Neoramen, Cosmoramen, u. s. w. Was für Befriedigung der Schaulust in Paris ausgegeben wird, steigt in's Unglaubliche. Einige Abschiedbesuche, einige Wanderungen um mancherlei einzukaufen, füllten den Rest des Tages leicht aus. Da sah ich im Vorbeigehen auch das Theatre Nautique, das bereits geschlossen war, ehe wir kamen; die Speculation auf das Wasser war den Unternehmern selbst zu Wasser geworden. Das Haus ist das der Opera comique, das von Carl X. erbaut wurde. Die Naumachie litt Schiffbruch, sie scheiterte mit all ihren Nymphen und Wassergöttern; ihr wiederfuhr, was man ihr prophezeite. Das Personal war bereit, in's Wasser zu gehen, aber die Pariser gingen nicht hinein.

Nicht bessern Schlußstein glaubte ich der Befriedigung meiner Schaulust hinzufügen zu können, als noch einmal eine große Oper zu besuchen. Hier sah ich den 4. Akt der Tentation, (die Versuchung des heiligen Antonius, von Halevy) den 3. des Moses, von Rossini, in welchem die Schwestern Elsler tanzten. Die Grazien haben diese lieblichen Erscheinungen geküßt, als Terpsichore sie beflügelte. Den Beschluß machte ein neues pantomimisches Amazonenballet: Brezila, dessen Haupt-

parthie die Taglioni tanzte, deren Vater es erfand, zu welchem der Graf von Gallenberg die Musik schrieb. Die Taglioni, diva Taglioni nennt sie ein französisches Blatt, macht Greise jung und zaubert Entzücken in die Seelen aller Zuschauer. Sie und die Elslers zu sehen, kann für vieles Entbehrte entschädigen. Das Theater war aus, es war Mitternacht, die Karossen rollten, der Lärm toßte fort.

Adieu Paris! Ob wohl die alte Babel so reich und so reitzend war, wie die neue? Du singende lockende Weltsirene, habe Dank für Deine Lieder, sie klangen süß und schön, ich aber lobe mir mein stilles Ithaka. Das Leben durchpulst feurig, rasch, geschäftig Deine Adern, Deine Straßen, alle die Lebendigen in Dir treibt Unruhe rastlos umher, das Schicksal schwebt über Dir auf den Flügeln der Nacht, und schüttelt die Loose der Sterblichen, schüttelt Throne und Armesünderbänke, Portefeuilles und Anklageacten, Ordenskreuze und Galeerenketten durch einander, und auf dem Thurm des Calvariberges Montmartre steht der Tod, blickt herab auf die Stadt und signalisirt mit Flammenschrift in die räthselhafte Nacht hinaus: Omnibus!

Und wir fuhren im heitern Morgenstrahl von dannen. Was auf der Heimfahrt mich noch angeregt und angesprochen, erzähle ich wohl ein andermal am passenden Ort. Rückblickend gewahre ich, daß ich mehr für die eigne Erinnerung, wie für die fremde Unterhaltung geschrieben habe; ein großer Fehler, den ich werde büßen müssen. Sey es darum, ein Leser der mich liebt, grollt wohl nicht, die Hassenden aber sehen zu allem scheel, auch zu dem Guten und Besten, was wir bieten können. Nicht besser glaube ich schließen zu können, als mit einigen Strophen, die ich auf der Reise schrieb, als mein lieber Freund und Gefährte, der Welt und Leben noch besser kennt, als ich, dem beide mehr Erfahrungen gewaltsam aufgedrungen, mich mit gutem Rath bedachte:

Es sprach der Freund: „Du mußt auf Reisen
Ganz treten aus Dir selbst heraus,
In weite aus den engen Kreisen,
Aus Deinem in ein fremdes Haus."

„Was Du bisher der Welt gegeben,
War immer nur Dein eignes Ich;
Jetzt spiegle sich das äußre Leben
In Deinem Innern wunderlich."

So predigt leicht man den Gelehrten,
Mir schlug des Freundes Rath nicht an.
Das ist der Spruch des Heimgekehrten:
Was ich gekonnt, hab' ich gethan.

Bayerische Staatsbibliothek München

Alpe, die längst im frischen Morgenlicht vor uns [illegible] des Gebirges noch ungefegt und unbesprochen, traute ich mich erst abermals um zuse- hens des Rückweges gewahr ist, daß ich nur für die ganze Erinnerung und für die fernere Unterhaltung gesammelt hatte, was gleicher Art, wovon ich Werke bilden wollen. Und es scheint, am Ende der nach Liebe, gesellig recht nicht, die Wahrheiten aber später im Augen fühlt, auch in dem Wesen und Wollen, was wir hiervon kön- nen. Diese Erfahrungsreihe [illegible] zu führen, als mit einigen Beweisen, die ich auf der Reise schrieb, als mein lieber Freund und Gefährte, der Welt und Leben noch besser kennt, als ich, dem beide mehr Erfahrungen gewaltsam aufgedrungen, wohl einst guten Rath beibrachte:

Es spricht der Freund: „Du mußt nur reisen
[illegible]
In weite und fern Landen streben,
Die Demuth ist ein fremdes Land.“

„Was Du bisher der Welt gegeben
Wer immer nur Deine eignes Ich,
[illegible]
In Deinem Streben [illegible].“

So predigt leicht man von Gedichten,
Mir würde der gründet Held nicht an.
Das ist der Spruch des Heimgekehrten:
Was ich befohlen, hab' ich gethan.

Berichtigungen.

Zweiter Theil.

Seite	19.	Zeile 2.	v. u.	ist zu lesen:	Anfang st. Umfang.
—	28.	— 10.	v. u.	—	Geister.
—	—	— 9.	v. u.	—	Schauplatz st. Schauspiel.
—	34.	— 5.	v. o.	—	Collonade.
—	38.	— 13.	v. o.	—	linken st. lieben.
—	42.	— 2.	v. o.	—	Gedanke.
—	43.	— 3.	v. o.	—	Flügelmütze.
—	45.	— 13.	v. o.	—	Läden st. Bäder.
—	53.	— 1.	v. u.	—	wenn Du nicht schon.
—	80.	— 1.	v. u.	—	Charwoche.
—	84.	— 7.	v. o.	—	wehklagende.
—	88.	9. u. 10.	v. o.	—	die Statuen — seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.
—	95.	— 1.	v. o.	—	Tuilleriengartens st. —postens.
—	96.	— 3.	v. o.	—	Titanen.
—	104.	— 11.	v. o.	—	bewegten st. beengten.
—	108.	— 6.	v. u.	—	St. Denys.
—	115.	— 12.	v. o.	—	Umschwung st. Umsprung.
—	125.	— 11.	v. o.	—	Vinca.
—	129.	— 7.	v. u.	—	Lully st. Cully.
—	135.	— 2.	v. o.	—	Felibien.
—	153.	— 13.	v. u.	—	als st. was.
—	—	— 12. u. 11.	v. u.		fragte.
—	162.	— 9.	v. o.	—	Maryats st. Morvells.
—	163.	— 4.	v. o.	—	umhergeht st. —steht.
—	168.	— 6.	v. o.	—	die stolze Kathedrale.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bechstein, Ludwig,

Die Reisetage Aus meinem Leben

Bd.: 2

Mannheim (1836)

It.sing. 58 hf-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10466306-5